Engelhorn's allgemeine Roman-Bibliothek.

Frau Regine.

Von

Emil Peschkau.

Daran anreihen werden sich vorzügliche Werke der beliebtesten deutschen und ausländischen Erzähler, unter anderen von **Karl von Heigel, Claus Zehren, Alphonse Daudet, François Coppée, Jules Claretie, Jeanne Mairet, Hektor Malot, Jeanne Schultz, L. de Tinseau, Gustave Toudouze, Hugh Conway, B. M. Croker, Julien Gordon, Bret Harte, W. D. Howells, Mrs. Oliphant, R. H. Savage, Frank R. Stockton, Edmondo de Amicis, Mathilde Serao.**

Die bisher erschienenen, in dem nachfolgenden Verzeichnis aufgeführten Romane können fortwährend durch jede Buchhandlung zum Preise von 50 Pf. für den broschierten und 75 Pf. für den gebundenen Band bezogen werden.

Erster Jahrgang.

Der Hüttenbesitzer. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bde.
Aus Nacht zum Licht. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Zéro. Eine Geschichte aus Monte Carlo. Von Mrs. Praed. Aus dem Englischen.
Wassilissa. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Vornehme Gesellschaft. Von H. Aïdé. Aus dem Englischen.
Gräfin Sarah. Von G. Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Unter der roten Fahne. Von Miß M. E. Braddon. Aus dem Englischen.
Abbé Constantin. Von L. Halévy. Aus dem Französischen.
Ihr Gatte. Von G. Verga. Aus dem Italienischen.
Ein gefährliches Geheimnis. Von Charles Reade. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Gérards Heirat. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Dosia. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Ein heroisches Weib. Von J. J. Kraszewski. Aus dem Polnischen.
Eheglück. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Schiffer Worse. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Ein Ideal. Von Marchesa Colombi. Aus dem Italienischen.
Dunkle Tage. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Novellen von Hjalmar Hjorth Boyesen. Glitzer-Brita. — Einer, der seinen Namen verlor. Deutsch von Friedrich Spielhagen. — Ein Ritter vom Danebrog. Aus dem Englischen.
Die Heimkehr der Prinzessin. Von Jacques Vincent. Aus dem Französischen.
Ein Mutterherz. Von A. Delpit. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Zweiter Jahrgang.

Der Steinbruch. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Helene Jung. Von Paul Lindau.
Maruja. Von Bret Harte. Aus dem Englischen.
Die Sozialisten. Aus dem Englischen.
Criquette. Von L. Halévy. Aus dem Französischen.
Der Wille zum Leben. — Untrennbar. Von Adolf Wilbrandt.
Die Illusionen des Doktor Faustino. Von Valera. Aus dem Spanischen.
Zu fein gesponnen. Von B. L. Farjeon. Aus dem Englischen. 2 Bde.
Gift. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Fortuna. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Lise Fleuron. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Aus des Meeres Schaum. — Aus den Saiten einer Baßgeige. Von Salvatore Farina. Aus dem Italienischen.
Auf der Woge des Glücks. Von Bernhard Frey (M. Bernhard).
Die hübsche Miß Neville. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Die Verstorbene. Von Octave Feuillet. Aus dem Französischen.
Mein erstes Abenteuer und andere Geschichten. Von Hans Hopfen.
Ihr ärgster Feind. Von Mrs. Alexander. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Ein Fürstensohn. — Zerline. Von Claire von Glümer.
Von der Grenze. Novellen von Bret Harte. Aus dem Englischen.
Eine Familiengeschichte. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen. 2 Bde.

Dritter Jahrgang.

Die Versaillerin. Von Ernst Remin. 2 Bände.

In Acht und Bann. Von Miß M. E. Braddon. Aus dem Englischen.

Die Tochter des Meeres. Von Johanne Schjörring. Aus dem Dänischen.

Lieutenant Bonnet. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bde.

Pariser Ehen. Von E. About. Aus dem Französischen.

Hanna Warners Herz. Von Florence Marryat. Aus dem Englischen.

Eine Tochter der Philister. Von Hjalmar Hjorth Boyesen. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Savelis Büßung. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.

Die Damen von Croix-Mort. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Die Glocken von Plurs. Von Ernst Pasqué.

Fromont junior und Risler senior. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Der Genius und sein Erbe. Von Hans Hopfen.

Ein einfach Herz. Von Charles Reade. Aus dem Englischen.

Baccarat. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Mein Freund Jim. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen.

Hanna. Von Heinrich Sienkiewicz. Aus dem Polnischen.

Das beste Teil. Von Léon de Tinseau. Aus dem Französischen.

Lebend oder tot. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Die Familie Monach. Von Robert de Bonnières. Aus dem Französischen.

Vierter Jahrgang.

Eine neue Judith. Von H. Rider Haggard. Aus dem Englischen. 2 Bde.

Schwarz und Rosig. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen.

Das Tagebuch einer Frau. Von Octave Feuillet. Aus dem Französischen.

Jahre des Gärens. Von Ernst Remin. 2 Bände.

Gute Kameraden. Von H. Lafontaine. Aus dem Französischen.

Die Töchter des Commandeurs. Von Jonas Lie. Aus dem Norwegischen.

Zita. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Die Erbschaft Xenias. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.

Kinder des Südens. Von Rich. Voß.

Daniele Cortis. Von A. Fogazzaro. Aus dem Italienischen. 2 Bände.

Die Herz-Neune. Von B. L. Farjeon. Aus dem Englischen.

Sie will. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Die Kinder der Excellenz. Von Ernst von Wolzogen.

Um den Glanz des Ruhmes. Von Salvatore Farina. A. d. Italien.

Der Nabob. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 3 Bände.

Der kleine Lord. Von F. H. Burnett. Aus dem Englischen.

Der Prozeß Froideville. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.

Stella. Von Miß M. E. Braddon. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Fünfter Jahrgang.

Robert Leichtfuß. Von Hans Hopfen. 2 Bände.

Der Unsterbliche. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen.

Lady Dorotheas Gäste. Von Ouida. Aus dem Englischen.

Marchesa d'Arcello. Von Memini. Aus dem Italienischen. 2 Bände.

Was der heilige Joseph vermag. Aus dem Französischen.

Alessa. — Keine Illusionen. Von Claire von Glümer.

Wie in einem Spiegel. Von F. C. Philips. Aus dem Englischen. 2 Bde.

Schnee. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.

Jean Mornas. Von Jules Claretie. Aus dem Französischen.

Auf der Fährte. Von H. F. Wood. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Satisfaction. — Das zersprungene Glück. — La Speranza. Von Alexander Baron von Roberts.

Die Scheinheilige. Von Karoline Gravière. Aus dem Französischen.

Doktor Rameau. Von Georges Ohnet. Aus d. Französischen. 2 Bde.

Frau Regine. Von Emil Peschkau.

Zwei Brüder. Von Guy de Maupassant. Aus dem Französischen.

Mein Sohn. Von Salvatore Farina. Aus dem Italienischen. 2 Bände.

Dosias Tochter. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.

Der Lotse und sein Weib. Von Jonas Lie. Aus dem Norwegischen.

Numa Roumestan. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Fortsetzung siehe am Schluß dieses Bandes.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Fünfter Jahrgang. Band 19.

Frau Regine.

Roman

von

Emil Peschkau.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1889.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Was ich erzählen will, ist kein Phantasiegebilde, keine Dichtung, sondern ein Stück Leben. Wohl frage ich mich bisweilen, wenn alles so wundersam wieder vor mir steht, ob ich denn nicht geträumt habe, ob es nicht die bunten schillernden Falter des Opiumrausches sind, die durch meine Seele gaukeln. Aber das Erglühen meines alternden Kopfes und das schmerzlich-süße Gefühl, das mir die Brust heraufsteigt, belehren mich, daß ich kein Märchen sehe und die Gestalten vor mir keine Trugbilder sind. Das Leben hat unsre Schicksale verschlungen, und so seltsam hat sich in jenen Tagen alles verknüpft und gewendet. Seltsam genug, daß man meine Geschichte vielleicht nicht ohne Interesse hören und dann gewiß auch ihren Wurzeln in den Tiefen menschlichen Wesens gern folgen wird.

Ein altes Haus taucht vor meinen Augen auf, schmal und klein, mit zwei Stockwerken und drei Fenstern Front. Ein altes Haus ohne ausgeprägten Stil und ohne jeden Schmuck, nach dem gewiß nie ein Vorübergehender seine Blicke gelenkt hat, und an dem auch bei ängstlichstem Bemühen niemand etwas Absonderliches hätte entdecken können. Ein altes Haus wie andre alte Häuser, mit engem, dunklem Flur, kleinen Fenstern und hohem Dache, nur daß es stets

sauber gehalten wurde und infolgedessen ein paar Jahre jünger erschien, als es wohl in Wirklichkeit war. Und doch hat sich dieses Haus meiner Erinnerung so deutlich eingeprägt, daß ich es jeden Augenblick malen könnte mit der Treue eines Photographen, und heute noch trüben sich meine Augen und ein wehmütig-sehnsüchtiges Gefühl beschleicht mich, wenn ich es so vor mir sehe: das schwarzrote Ziegeldach, die grünlichgelbe Mauer, die weißen Fensterrahmen, drei im ersten Stocke, zwei im Erdgeschosse und einer im Giebel, den schmalen dunkeln Thorgang, aus dessen Hintergrunde die bunten Gläser der Hofthür hervorleuchteten, die von einem alten Birnbaum überragte, kaum zwei Klafter lange Gartenmauer, und auf der andern Seite das Nachbarhaus, wohl ebenso alt, aber verfallen, herabgekommen, mit vom Regen verwaschenem Verputz und braunschwarzen, morschen Fensterrahmen.

So deutlich steht es da, als ob ich es greifen müßte, und das bange Gefühl in meiner Brust wird mächtiger und mächtiger. Und doch — wie wenig Bedeutung hat dieses Haus für mein Leben gehabt! Ich habe nie dort gewohnt, keines seiner Zimmer je betreten, keinen seiner Bewohner gekannt. Aber man sagte mir, daß es mein Geburtshaus war und daß dort meine Mutter in derselben Nacht starb, in der ich das Licht der Welt erblickte. Da stand ich denn still, so oft mich mein Weg vorbeiführte, und oft auch, wenn ich mich in einer andern Vorstadt befand, weit weg von dem Hause, zog es mich mit geheimnisvoller Gewalt dorthin, und dann hingen meine Augen daran,

als wäre es ein geliebtes Wesen. Und jetzt war es mir, als müßte sich eines der kleinen Fenster öffnen und zwischen den schmalen weißen Gardinen das milde, freundliche Gesicht einer alten Frau in längst vergessener Tracht, mit Spitzenhäubchen und starren grauen Locken an den Schläfen sichtbar werden. Und dann winkte und grüßte sie, ein Lächeln schwebte um ihren Mund, so zärtlich, so herzensgut, wie ich es nie in meinem Leben gesehen, und eine weiche, zitternde Stimme rief herab: „So komm doch, Bruno, eil' dich, Bruno, komm zu deiner Mutter!“ Was hätte ich dafür gegeben, wenn der Traum Wahrheit geworden, wenn ich nur einmal an die Brust der alten Frau hätte fliegen dürfen! Aber sie war tot, ich hatte sie nie gekannt, ich war ein armer, einsamer Junge, der kein Heim besaß, keine Mutter, keinen Vater, niemand, dem sich der reiche Liebesquell hätte erschließen können. Eine kaum zu besiegende Wehmut überfiel mich stets, und noch zur Zeit, da schon der Bart um meine Wangen sproßte, stand ich gar oft vor dem alten Hause, bis mir die Thränen in die Augen stiegen.

Meine Mutter hat nie dort gewohnt, ich wurde dort nicht geboren. Man hatte mich belogen — ich weiß nicht mehr, wer mir das Märchen erzählte — vielleicht habe ich auch falsch gehört, und nur ein kindliches Mißverständnis hat mich zur Verehrung des alten Hauses geführt. Aber trotzdem liebe ich es noch heute, und ich glaube noch immer das milde, lächelnde Gesicht zwischen den weißen Gardinen zu sehen und die zärtliche Stimme zu hören: „Komm doch, Bruno — zu deiner Mutter!“

Mein Vater erschien mir seltener, vielleicht weil ich ihn gekannt hatte und sein Bild in meinem Gedächtnisse noch lebendig war. Ich sah ihm schon als Kind sehr ähnlich, und später wurde diese Aehnlichkeit noch größer. Nur andre Augen muß er gehabt haben, denn ich erinnere mich, wie oft ich bewundernd an diesen blauen, von einem seltsamen Feuer erfüllten Augen hing, wenn er zu mir von Dingen sprach, von denen ich sehr wenig oder gar nichts verstand. Das war ja eine seiner Eigentümlichkeiten, daß der geringfügigste Gegenstand, den wir auf einem Spaziergange sahen, ihn sofort zu allgemeinen Betrachtungen über das Leben der Menschen, über Gesellschaft und Staat anregte, und dann geschah es wohl auch, daß selbst die Vorübergehenden verwundert stehen blieben und seinen Reden lauschten oder wenigstens aus der Ferne die lebhaften, leidenschaftlichen Bewegungen des hochgewachsenen, blondbärtigen Mannes beobachteten. Mein armer Vater! Als er starb, war ich fern von ihm, bei Bauern auf dem Lande, in einem stillen, südlich von Wien im Gebirge gelegenen Dorfe. Sein Ende blieb lange für mich in Dunkel gehüllt, und ich war bereits ein Jüngling, als ich alles erfuhr. Er war ein Freund Messenhausers gewesen, einer der Führer jener heldenmütig-wahnwitzigen Kämpfer, die in den letzten Oktobertagen des Jahres 1848 sich der Armee des Fürsten Windischgrätz entgegenstellten. Am 3. November wurde er standrechtlich erschossen.

Auch von den Beziehungen meines Vaters zu der Frau, die von jener Zeit an die Sorge für mich übernahm, erfuhr ich erst später. Eine Liebesgeschichte,

die mit Auseinandergehen geendet hatte — wer von den beiden den größeren Teil der Schuld trug, weiß ich auch heute noch nicht zu sagen. Marie war dann dem Wunsche ihres Vaters gefolgt und Frau von Soden geworden, die Frau eines reichen Bankiers, mit dem sie von Prag nach Wien übersiedelte. Das war kurze Zeit vor dem Ausbruch der Revolution gewesen, und als es ernst wurde, näherte sich mein Vater der Jugendgeliebten wieder und nahm ihr das Versprechen ab, an mir Mutterstelle zu vertreten, wenn er fallen sollte. Sie hat dieses Versprechen treulich gehalten, soweit sie es zu halten vermochte. In ihrem Hause, neben ihren Kindern war kein Raum für mich, und eine besondre Zärtlichkeit hat sie mir nie bewiesen, wenn sie vielleicht auch wärmer für mich fühlte, als sie zeigen wollte. Ihre sorgende Hand aber hielt sie selbst noch zu der Zeit über mich ausgestreckt, da ich dieser Sorge eigentlich längst entwachsen war, und der Doctor medicinae, der bereits wacker drauflos praktizierte, bekam noch manche Lehre von der alten Dame zu hören.

Wenn ich mich in jene Tage zurückversetze und mir mein jugendliches Wesen vergegenwärtige, dann kann ich mich freilich nicht wundern, daß dem so war, daß ich der Tante — so nannte ich Frau von Soden — Sorgen machte, trotz all der guten Anlagen, die meine Lehrer an mir gerühmt hatten. Ich glaube, daß etwas von dem Blute meines Vaters in mir ist, obwohl ich niemals Lust zum Revolutionieren verspürte und keine Regierung je Veranlassung hatte, mich mit scheelen Augen anzusehen. Aber in mir war immer

der Trieb lebendig, das zu sagen, was ich als wahr erkannt hatte, und das zu thun, was mir gut schien, mochte es auch schlimme Folgen für mich selber nach sich ziehen. Heute, mit grauen Haaren auf dem Kopfe, weiß ich, daß man auch diese Natur, soll sie zum Guten führen, ein wenig zügeln muß, und daß es mit der Wahrheit ist, wie mit den meisten Arzneien — sie will nicht jedem in gleichem Maße verordnet sein, sie wird dem einen zum Segen und kann dem andern zum Gift werden. Damals kannte ich solche Bedenken nicht. Ich war jung, feurig, trug mein Herz beständig auf der Zunge, war stets hilfsbereit, ohne erst ängstlich zu wägen und zu prüfen, ich hatte einen tiefen Abscheu vor allem Unedeln und Unreinen, suchte aber die Leidenschaftlichkeit meines Wesens nicht im mindesten zu verbergen. Und so geschah es, daß ich im Leben bald für das Gegenteil dessen angesehen wurde, was ich eigentlich war, und daß ich in meinem Berufe, statt Erfolge, Mißerfolge erntete. Ich war ein glänzend absolvierter Arzt, die Empfehlungen meiner Schützerin verschafften mir leicht Eingang, aber ich fand nicht den Ton, der meinen Patienten gefiel. Ich konnte es nicht unterlassen, über jene kleinen Leiden zu lächeln und zu spötteln, die allen von der Langeweile Geplagten Herzenssachen sind, und bei schweren Erkrankungen wieder sprach ich mit beispielloser Aufrichtigkeit von der Schwäche und Unzulänglichkeit der ärztlichen Wissenschaften. Was mir fehlte, war jener kleinere oder größere Beisatz von Charlatanerie, ohne den selbst ein großer Mann kein „berühmter" Mann wird, und ohne den der Arzt nur

selten Patienten erwirbt und sich Gunst und Vertrauen derselben erhält. So sah man mich trotz meiner außergewöhnlichen Zeugnisse und meines ehrlichen Strebens bald mehr oder weniger über die Achsel an, ich war ein Arzt, an dessen Tüchtigkeit man gerade in jenen Kreisen, in denen er empfohlen war, immer stärker zweifelte. Und ähnlich wie dem Arzt erging es dem Menschen. Ja, ich war ein leidenschaftlicher Bewunderer des Schönen, und der Anblick einer reizenden Frau war für mich immer einer der größten Genüsse. Auch liebebedürftig war mein Herz, und durch meine Adern floß es so heiß, wie nur je durch die eines Jünglings. Aber ich war ehrlich und alles Unreine widerte mich an, und trotzdem mißtraute man meinen Grundsätzen, und am meisten that das Frau von Soden. Verstand sie nur mein offenes, aufrichtiges Wesen falsch, oder fürchtete sie, daß ich auch in dieser Beziehung meinem Vater ähnlich werden könnte — ich weiß es nicht. Wie lebhaft aber diese Sorge in ihr war, das bewies sie mir oft genug mit Worten und, wie ich endlich zu erraten glaubte — auch mit der That. Wenigstens fiel es mir bald auf, wie ängstlich sie mich von ihrer Tochter Martha fernzuhalten suchte, wie sie stets bemüht war, jede Begegnung mit ihr zu verhüten, und was anders konnte der Grund dieses seltsamen Benehmens sein, als die Furcht vor dem Don Juan!

Die Tante wäre übrigens nicht die „praktische Frau" gewesen, als welche sie in ihren Kreisen vorzugsweise gerühmt wurde, hätte sie nicht auch zu Zeiten an das Rettungsmittel gedacht, das alle praktischen

und mitunter auch weniger praktischen Frauen für junge Männer bereit halten, mit deren Lebensführung sie nicht ganz zufrieden sind. Wenn ich ein hübsches, anmutiges Weibchen besaß, das mich zu fesseln verstand, dann würde ich sicher meine Blicke nur auf sie richten, und dann würde mich die Sorge für den Haushalt auch bald die diplomatischen Künste lehren, ohne welche man in der Welt weder Brot noch Ehre erwirbt. Sie gab sich denn auch reichlich Mühe, eine geeignete Lebensgefährtin für mich zu entdecken — aber der Fall lag bei meiner anspruchsvollen, kritischen Natur sehr schwierig — und dann wurde allen ihren Sorgen plötzlich ein Ende gemacht durch den Tod.

Jeder hätte der stattlichen Frau mit der kräftigen Gestalt, dem kaum ergrauten Haar und den auffallend frischen, roten Wangen ein langes Leben prophezeit. Ihre Gesundheit schien die beste der Welt zu sein, und solange ich zurückdenken kann, war sie nie krank gewesen. Ich selbst konnte mich nie entschließen, sie eine alte Frau zu nennen, denn sie schien mit den Jahren nicht älter zu werden, keine Runzel grub sich in ihr Gesicht, kein Zeichen des Verfalles war an ihr zu bemerken, sie wurde nur immer stattlicher, und die blühende Farbe ihrer Wangen täuschte vollends über ihr Alter. In diesem gesund und jugendlich scheinenden Körper aber schlug ein krankes Herz — die Aerzte datierten den Ursprung des tückischen Uebels auf die Mädchenjahre zurück — und dann führten starke Aufregungen, über deren Ursache ich damals nichts erfuhr, plötzlich die Katastrophe herbei.

Mich traf sie schwer, schwerer als man bei dem

kühlen Verhältnisse zwischen uns angenommen hätte. Im Grunde genommen war die arme Frau doch das einzige Wesen auf der Welt, das mir näher stand, das mir Liebe erwiesen hatte. Mit einem warmen, lebhaften Herzen ausgestattet, hatte ich den Familienkreis entbehren müssen, und mein kritisch angelegter, vielleicht oft zu scharf urteilender Kopf hatte mir die Annäherung an Altersgenossen und Altersgenossinnen stets erschwert. Ich hatte keinen Freund gefunden und keine Geliebte, ich war einsam geblieben, auf dem besten Wege, einer jener Unglücklichen zu werden, die nur die Laster der Menschen sehen und sie darum scheuen, und die doch voll Liebe sind und sich in der Sehnsucht nach einem Wesen ihrer Art verzehren. Frau von Soden vertrat eigentlich Mutterstelle an mir, und es verdroß mich oft, daß sie mir nicht das war, was sie mir sein konnte. Jetzt aber, an ihrem Sarge, empfand ich nur den Verlust dessen, was sie mir wirklich war, den Verlust meiner einzigen Freundin, des einzigen Geschöpfes, das durch zärtliche Bande mit mir verbunden war. Und dann — welches Rätsel umgab ihren Tod, von welchem Geheimnis hatte der Ausspruch der Aerzte den Schleier, wenn auch nur zur Hälfte, gezogen! War diese „praktische Frau", diese Frau, die nichts zu kennen schien als die Sorge für ihr Haus, mit einer Maske durchs Leben gegangen? War das Spießbürgerlich-Nüchterne, das sie immer zur Schau trug, war ihr trockener Ernst, ihre strenge Kälte ihr wirkliches Wesen, oder war das nur die Schanze, hinter der sie ihr Seelenleid barg? Verstand sie meine Art wirklich nicht oder grollte sie ihr

nur deshalb, weil schmerzliche Erfahrungen ihr sagten, wie leicht sie zum Unglück führt, zum eignen Unglück und zum Unglück — andrer? Suchte sie mich von ihrem Kinde, von Martha, fernzuhalten, weil sie keine gute Meinung von mir hatte, oder weil sie für uns dieselben Gewitter fürchtete, durch welche ihr eignes Glück zerstört worden? Oder sah sie sonst irgend etwas Dunkles, das uns Unheil bringen mußte, wenn unsre Wege sich kreuzten, eine Wolke, die sich über unsren Häuptern entladen mußte, sowie wir uns die Hände reichten? Ich fand keine Lösung für das Rätsel, das ja auch erst in dem Augenblicke vor mir aufgetaucht war, da der Tod das Leiden verriet, an dem sie erkrankt war. Und da fragte ich mich freilich schon, ob ich sie nicht immer zu strenge beurteilt, ob ich sie je verstanden hatte. Junge Leute sind immer schnell fertig mit ihrem Urteil, immer grausam, rücksichtslos, alles verwerfend, was nicht ihrer Art gemäß ist, und geneigt, in allem, was sich ihnen in den Weg stellt, nur feindliche Absichten zu erkennen. Man muß erst selbst etwas erlebt haben, bevor man in den Gesichtern der Menschen zu lesen und ihr wahres Wesen zu ahnen vermag, und wie viel Verstand und was für scharfe Augen man auch in die Welt bringt — sehen lernt man allein durch Leiden. Das war mir damals noch nicht so deutlich geworden, daß ich es klar ausgesprochen hätte, aber ein Gefühl davon war doch schon in mir lebendig, und ich dachte betrübt daran, daß ich der Toten vielleicht manchen schmerzlichen Augenblick bereitet hatte.

Am Grabe ihrer Mutter sah ich Martha nach

langen Jahren zum erstenmal wieder. Sie hatte ihre letzte Ausbildung in einem Dresdener Pensionat erhalten und war dann in Prag bei einer Tante geblieben. Kam sie auf ein paar Tage zu Besuch nach Hause, so wurde das in der Regel vor mir geheim gehalten, und Frau von Soden wußte so geschickt zu operieren, daß wir uns wirklich nie begegneten. So kam es, daß sich meine Phantasie allmählich ein Bild von ihr gestaltete, das der Wirklichkeit durchaus nicht entsprach, und der erste Eindruck, den ich von ihr empfing, der einer Enttäuschung war. Aus dem kleinen Mädchen mit den wehenden Goldlocken war in meinem Kopfe allmählich ein Märchengeschöpf geworden, ein liebliches, munteres Wesen voll Grazie und Poesie, eine zierliche Fee, die nichts gemeinsam hatte mit den jungen Damen in steifem Modekleid, mit diesen Bildungsschablonen, die mir um so verhaßter waren, je hübscher und wohlgefälliger die Natur sie geformt hatte. Und was fand ich nun? Ein stilles Wesen, so ernst und nüchtern, so steif und kalt wie ihre Mutter. Die wehenden Goldlocken waren verschwunden und das Haar lag in mattem, dunklem Blond schlicht an ihren Schläfen. Sie kam nicht daher wie eine Fee, sondern wie eine kleine Spießbürgerin, wie eine angehende „praktische Frau", wie ein Geschöpf, dessen Seele nur mit alltäglichen Dingen erfüllt ist. Nur in ihren Augen, ihren schönen, warmen, graublauen Augen lag, als sie den meinen begegneten, etwas, das mich rührte und mein Herz ihr wieder näher brachte. Aber das kam wohl nur von dem feuchten Schimmer, der über diesen Augen lag, und

von den vom Weinen geröteten Lidern. Nein, das war nicht meine Martha, das war kein Mädchen, für das ich wärmer empfinden konnte. Die arme Frau, die nun da unten in der kühlen Gruft lag, hätte nicht nötig gehabt, sie so ängstlich zu hüten, und meine Phantasie hätte sich mit ihrer Tochter vielleicht nie beschäftigt, wäre sie nicht bemüht gewesen, uns voneinander fernzuhalten.

Es waren nur wenige Worte, die wir am Grabe wechselten. Dann trat Herr von Soden auf uns zu und führte seine Tochter, ohne mich weiter zu beachten, fort. Das war das zweite Mal seit kurzer Zeit, daß er mir in fast beleidigender Weise zu erkennen gab, es bestehe zwischen uns keinerlei Gemeinschaft. Früher war er kühl, gleichgültig im Verkehre mit mir gewesen, wie er es im Grunde genommen aller Welt gegenüber war. Ich habe nie ein wärmeres Wort aus seinem Munde gehört, nie wahrgenommen, daß er für irgend etwas, was nicht sein Geschäft betraf, lebhafteres Interesse empfunden hätte. Ein kleiner, aber starkleibiger Mann mit derbem, braunem Gesichte, grauem, borstigem Vollbart, dicken Lippen und trüben, grauen Augen, die hinter Brillengläsern mit einem eigentümlich strengen, mürrischen — manche sagten „bösen" — Blicke hervorsahen, war schon sein Aeußeres nicht geeignet, Sympathieen zu erwecken, und seine abgehackte, polternde Redeweise wie seine leicht heftig werdenden Armbewegungen verstärkten diesen ungünstigen Eindruck noch. Ich suchte ihn deshalb zu meiden, und auch er verriet nie Sehnsucht nach mir; aber nichts deutete darauf hin, daß ihm die Beziehungen

seiner Frau zu mir unangenehm waren, nie, wo wir uns auch trafen, war er mir unhöflich entgegengetreten. Mit dem Tode meiner Schützerin schien das plötzlich anders geworden zu sein. Als ich kam, um sie zum letztenmal zu sehen — sie lag zwischen Bergen von Blumen und Kränzen in einem mit schwarzem Samt dekorierten Zimmer — da gab er mir vor der Leiche deutlich zu verstehen, daß er meine Gegenwart nicht wünschte, und sein Benehmen am Grabe mußte mir den letzten Zweifel nehmen — das sprach ja klar genug, daß jedes Band zwischen uns entzweigeschnitten war. Nur der Gedanke an die Tote, auf deren Sarg eben noch die letzten Erdschollen hinabkollerten, gab mir die Kraft, dem heißen Blutstrom, der nach meinem Kopfe drängte, zu widerstehen. Wollte er mich beleidigen — hier war nicht der Ort, ihn zur Rechenschaft zu ziehen. Und dann — es war ja wirklich kein Band zwischen uns — er war ein Fremder für mich — ich hätte sein Haus kaum mehr betreten auch ohne diesen deutlichen Wink. Aber was war geschehen, um ihn plötzlich so sehr gegen mich einzunehmen? Was war in ihm, daß er nicht einmal vor der Leiche und vor dem Sarge der Frau, die uns beiden nahegestanden, seinen Groll zu verbergen vermochte? Ich fand die Antwort auf diese Frage erst lange nachher, als Stürme, von denen ich nie geträumt hätte, plötzlich mit wilder Wucht mein Lebensschifflein erfaßten und es weit hinausschleuderten in ein Meer voll drohender Klippen und dumpf brausender Wogen.

Ein paar Tage später führte mich der Zufall mit Martha im Prater zusammen. Es war zu Anfang

des März, an einem jener Tage, die wie Herolde des Frühlings erscheinen. Die Luft wird plötzlich linder, die Sonne scheint freundlicher, und zuweilen streift ein Hauch unsre Wangen, der uns wonnig erbeben läßt, wie ein Kuß, den wir im Traum empfingen. Auf den Bergen liegt noch das kalte Silber des Schnees, der Boden, auf dem man dahinschreitet, knirscht noch unter den Füßen, und das Gezweig der Bäume ist noch eingesponnen in weißen Reif. Aber wir verstehen das Blinzeln der Sonne, den leisen Ruf, der an unser Ohr klingt, und unser Herz streift plötzlich alles ab, was wie eine starre Rinde auf ihm lastet, und öffnet sich freudig jedem, der schüchtern um Gehör bittet. Man weiß nicht, wie es zugeht, man denkt vielleicht gar nicht an den Frühling, man wird sich vielleicht gar nicht bewußt, daß es heute anders ist, als an andren schönen Wintertagen, und doch scheinen alle Leiden und Sorgen plötzlich weit in die Ferne gerückt, und wer längst schon das Lachen verlernt hat, wem im harten Kampf mit der Welt das Mitgefühl in der Brust längst verdorrt ist, der bleibt wohl vor einer Schar Spatzen stehen, lächelt über ihr tolles Treiben und nimmt Anteil an ihren Bemühungen um die winzigen Brotkrumen am Wege. Mich hatte dieser Frühlingshauch schon am Morgen hinausgetrieben. Meine Zeit war ja nicht sehr in Anspruch genommen, und als ich das Dringendste erledigt hatte, setzte ich mich in einen Trambahnwagen und fuhr hinaus in den Prater. Dort aber war ich kaum zweimal die Hauptallee hinauf und herab geschritten, als ich die offene, mit einem

Pferde bespannte kleine Equipage langsam daherrollen sah, die Frau von Soden in der Regel zu ihren Ausfahrten benutzt hatte. Heute saß Martha darin — allein — und so tief in Gedanken versunken, daß sie meinen Gruß erst gar nicht bemerkte. Als ich aber zum zweitenmal den Hut zog, fuhr sie auf und winkte mir freundlich zu. Und dann ließ sie den Kutscher halten, und ich trat an den Wagen heran.

„Guten Morgen, Bruno,“ rief sie mir zu, „es freut mich, daß wir uns doch irgendwo treffen. Was hast du mit Papa gehabt?“

Ich deutete auf den Kutscher, und sie lud mich ein, neben ihr Platz zu nehmen. Eine Sekunde später setzte der Wagen seine Fahrt fort, und wir konnten uns unbelauscht sagen, was wir uns zu sagen hatten.

„Was ich mit Papa gehabt habe?“ antwortete ich nun, „— nichts. Ich weiß nicht, was ihn veranlaßt, so schroff gegen mich zu sein. Wir haben uns seit dem Trauerfalle nur einmal gesehen und dabei kaum zwei Worte gesprochen. Erst da habe ich aber eine Aenderung in seinem Benehmen gegen mich bemerkt.“

Ich sah plötzlich Thränen in den Augen des Mädchens und ergriff ihre Hand.

„Weine nicht, Martha,“ sagte ich, „ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich dich trösten soll. In das Unabänderliche muß man sich fügen. Das ist sehr trivial, aber —“

„Die arme Mama!“ stammelte sie kopfschüttelnd. „Ich kann es nicht glauben, daß wirklich alles zu Ende ist, daß ich sie nie mehr sehe. Und so schnell ist das

gekommen — mein Gott — hast du je daran gedacht, Bruno —"

„Sie litt an einem Uebel, das man oft ahnungslos ein Leben lang mit sich herumträgt —"

„Bis man einen Schlag empfängt, einen Schlag an die wunde Stelle — nicht wahr? Ich bin nur ein Mädchen, Bruno, aber ich habe viel, viel gedacht. Siehst du, wir sind reich, es ist, als ob es keine Sorgen für uns gäbe, und doch — mir war es oft, als ginge ich unter Wolken umher, aus denen jeden Augenblick der Blitz in unser Haus schlagen könnte. Es war immer so schwül, so traurig in diesem Hause, als ob Gespenster umherwandelten, Schatten, die kein Glück, keine Freude dulden wollten. Seitdem ich das erkannte, habe ich das Lachen verlernt. Wir haben uns lange nicht gesehen, Bruno, sehr lange — ach, damals hatte ich all diese Gedanken noch nicht im Kopf. Warum habe ich dich so lange nicht gesehen?"

„Warum? Du warst immer fort — der Zufall —"

„Nein — es war kein Zufall — Mama wollte nicht, daß wir uns sehen, nicht wahr? Und wir waren doch immer wie Bruder und Schwester, und du warst mir viel lieber als Alfred."

Unsre Augen begegneten sich, und sie errötete. Sie war doch schöner, als sie mir neulich erschienen war. Sie hatte wenig Farbe, nichts Auffallendes, aber ich hatte ihr doch unrecht gethan. Spießbürgerlich war nichts an ihr.

„Verkehrst du mit Alfred?" fragte sie, während sie sich die Augen mit ihrem Taschentuche trocknete.

„Sehr wenig — oder eigentlich gar nicht. Er ist ein ganz andrer Mensch als ich —“

„Ja, ihr paßt nicht zusammen. Er ist auch sehr hochmütig geworden und denkt an nichts andres, als an die Rolle, die er noch einmal spielen wird. Ich begreife ihn nicht. Ich kann mir denken, daß ein armer Mensch danach strebt, reich zu werden oder eine Stellung zu erringen, aber ein junger Mann, der dasteht wie er —“

„Heutzutage gibt es wenig Menschen, für die das Streben nach idealen Gütern Reiz besitzt. Und von diesen wenigen ist gerade unter den Reichen der kleinste Teil zu finden. Deshalb sind diese auch selten wirklich reich, sie haben nicht das Talent, ihren Reichtum zu genießen.“

„Es ist merkwürdig, Bruno, — wir haben uns so lange nicht gesehen, wir sind uns eigentlich fremd geworden — und doch verstehen wir uns gleich. Aber sage mir doch auch, wie es dir geht! Fühlst du dich glücklich in deinem Beruf? — Ich denke, daß es ein wunderschönes Gefühl sein muß, Schmerzen heilen zu können.“

„Wir Männer empfinden dieses Gefühl nicht so lebhaft, wie Frauen. Aber du hast doch auf den Punkt gedeutet, der mich mit meinem Berufe versöhnt. Die Freude, einen Menschen gerettet zu haben, wirkt lange, lange nach und führt über alle Kränkungen hinweg.“

„Man kränkt dich also?“

„Wer wird nicht gekränkt, der in der Welt verkehren muß! Vorausgesetzt, daß er nicht stumpf ist und alle Pfeile an ihm abprallen. Sonst aber harren

seiner an allen Ecken und Enden die Widersacher, und sie besiegen, das ist hundertmal, nein tausendmal schwieriger, als etwas Tüchtiges leisten. Geist und Herz, Kenntnisse und Tugenden, sie sind nichts, wenn man nicht das Geschick besitzt, sich in Scene zu setzen. Diese Kunst steht über allen andern Künsten, und wie die Welt auch über die Betrüger klagt, sie läßt sich doch immer aufs neue betrügen und mißtraut dafür den ehrlichen Leuten."

Martha seufzte.

„Du mußt viel gelitten haben, Bruno," sagte sie.

„Vielleicht liegt ein großer Teil der Schuld an mir," erwiderte ich. „In das Unabänderliche muß man sich fügen. Das ist trivial, aber wahr. Man kann die Welt nicht ändern und muß sich ihr deshalb anbequemen oder mit stillem Verzicht seine Wege gehen, wenn man es nicht vorzieht, sie zu verlassen. Wohl dem, der wenigstens Genossen besitzt, einen kleinen Kreis, der herzlich zusammenhält und nur durch Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit Bestand hat. Es war der größte Schmerz meines Lebens, daß ich die Familie habe entbehren müssen, und du würdest lächeln, wenn du sähest, wie oft ich heute noch mit feuchten Augen vor dem Häuschen stehe, in dem meine Mutter gewohnt haben soll."

„Ich würde nicht lächeln, ich würde vielleicht mit dir weinen. Hast du keinen Freund, Bruno?"

„Nein."

„Auch ich habe keine Freundin. Das einzige Mädchen, das ich herzlich lieb gewonnen hatte, ist gestorben. Sie hieß Regine Reimar und war das liebste,

reizendste Geschöpf der Welt. Als wir uns kennen lernten, war sie dreizehn Jahre alt, mit fünfzehn Jahren starb sie. Es war sehr traurig."

„Ich kann mir vorstellen, wie tief das auf dich gewirkt hat."

„Es hat mich mit einemmale verständig, ich möchte sagen sehend gemacht. An diesem Tage war ich um ein paar Jahre älter geworden, ich sah alles mit andern Augen an und hatte andre Interessen. Ich war kein Kind mehr und fühlte plötzlich die Schatten in unserm Hause, ohne sie zu sehen oder etwas von ihnen zu hören. Ich bin ernst geworden, Bruno, merkwürdig ernst, obgleich es mir scheint, als hätte mich die Natur zur Heiterkeit angelegt. Oder täusche ich mich? Siehst du, ich möchte gern fröhlich sein, mit den andern lachen, und es freut mich, wenn ich sie lustig sehe. Aber ich kann das kleine Mädchen nicht vergessen, wie sie so dalag in dem weißen duftigen Kleidchen, mit dem starren Gesicht, die Hände über der Brust gefaltet, und Lilien und Rosen neben ihr. Wir haben uns so lieb gehabt, so innig lieb! Und sie war so schön, so gescheit, so gut! Verstehst du mich, Bruno?"

Ich hatte ihre Hand gefaßt und drückte sie herzlich.

„Du gehörst zu denen, die empfinden können, Martha, und das Schicksal hat dir diese Fähigkeit früh erschlossen. Was dich ernst stimmt, ist die Erkenntnis des Lebensrätsels. Kaum geboren, sterben wir wieder, wir haben nicht einmal so viel Zeit, uns verstehen zu lernen und darüber zu lachen — daß wir so viele Tragödien aufführen! Alles ist Krieg, Zank und Hader, Krieg im großen und Krieg im kleinen, Neid, Habgier

und Mißtrauen. Aber schließlich ist das alles nicht so unsinnig, als es scheint, überall lächelt uns ja die Versöhnung entgegen, und ohne jenes finstere Rätsel gäbe es nicht das goldne der Liebe."

Sie zog ihre Hand hastig zurück und sah nach der Uhr.

„Wir geraten ins Philosophieren wie zwei Professoren," sagte sie verlegen. „Meine Dresdener Instituts-Vorsteherin hätte ihre Freude an mir. Aber da ist der Praterstern — ich muß jetzt nach Hause. Mit dem Abendzug reisen wir fort."

Es legte sich mir plötzlich wie Nacht vor die Augen, und die Freude, die mir jene Worte eingegeben hatte, erstarb.

„Fort?" stammelte ich, „fort? Ich dachte, du bliebest hier?"

„Ich kehre mit der Tante nach Prag zurück. Es ist nicht unmöglich, daß wir bald wiederkommen. Papa suchte die Tante zu überreden, daß sie übersiedelt und seinen Haushalt übernimmt. Einstweilen aber widerstrebt sie noch — jedenfalls reisen wir heute. Mein Koffer ist bereits gepackt — nachmittags fahren wir noch hinaus zu Mama —"

„Und wir werden uns nicht wiedersehen?"

„Diesmal nicht. Aber wir kommen sicher wieder —"

„Und dein Papa? Wenn wir uns nicht zufällig finden —"

Der Kutscher hielt und fragte, ob er nochmals umkehren sollte.

„Wir fahren nach Hause — und schnell," antwortete sie.

Dann wandte sie sich wieder zu mir.

„Du willst wahrscheinlich deinen Spaziergang fortsetzen?“

„Ja,“ erwiderte ich, aus dem Wagen springend. „Es ist vielleicht besser, wenn wir nicht nebeneinander gesehen werden.“

„Bruno!“ rief sie grollend.

„Ich darf dir schreiben?“

„Ja.“

„Und du wirst antworten?“

„Gewiß.“

Sie reichte mir ihre Hand, zog sie aber rasch zurück, als ich im Begriffe war, sie an meine Lippen zu ziehen. Dann ließ der Kutscher seine Peitsche durch die Luft sausen — noch ein Winken mit der Hand, und der Wagen rollte fort. Ich blieb stehen und starrte ihm nach, bis er hinter dem Eisenbahnviadukt verschwunden war, und dann wandelte ich wie ein Träumender die Allee wieder hinab.

Schon am folgenden Tage legte ich Papier und Feder vor mich hin, um an Martha zu schreiben, aber acht Tage später war noch kein Brief an sie abgegangen. Wie viel Dutzende von halb- und ganzbeschriebenen Blättern flogen zerrissen in den Papierkorb, wie oft legte ich die Feder hin, um, im Zimmer auf und ab schreitend, Klarheit über mich selbst und alles, was kommen sollte, zu gewinnen! Aber es war vergebens. Ich kam zu keinem Ziele mit meinen Gedanken, und jeder neue Brief erschien mir schlechter als der schlechteste all derer, die schon im Papierkorb begraben waren.

Liebte ich das Mädchen? Dieses zärtliche Gedenken, dieses sehnsüchtige Träumen, diese innige Freude, die mich durchdrang, wenn ich mir unser Gespräch im Wagen wiederholte, — entsprangen sie wirklich dem mächtigsten aller Lebensgefühle? — Ich dachte wieder an den ersten Eindruck, den ich von ihr am Grabe der Mutter empfangen hatte. Kommt die Liebe nicht anders — wie ein Fieberschauer — gewaltsam, stürmisch — mit dem ersten Blicke, der uns sofort das Wesen erkennen läßt, das dem unsern verwandt ist? Und dann — selbst an jenem Morgen im Prater — nach dem Abschied — war diese sanfte Empfindung, die mich erfüllte, Leidenschaft, Liebe? — Martha stand wieder vor mir — das schlanke, unscheinbare Mädchen, mit dem schlichten blonden Haar, dem stillen anmutigen Gesicht und den graublauen Augen, deren tiefer, seelenvoller Blick das erste war, was mich an ihr fesselte. Sie war hübsch, liebenswert, gewiß, und ich konnte nicht anders, als mit inniger Zärtlichkeit ihrer gedenken. Aber wie wenig glich sie dem Ideal, das mir immer vorgeschwebt hatte, dieser Märchengestalt, die mich schon berauschte, wenn sie mir nur im Traume erschien! Liebte ich sie, oder war es nur Freundschaft, die Liebe eines Bruders, die ich für sie empfand?

Und sie — Martha — wie dachte sie von mir? Jedes ihrer Worte hatte sich mir tief in die Erinnerung geprägt, und sie hatte mehr als einmal verraten, daß sie mir gut war. Aber vielleicht war auch das nur Freundschaft, die Liebe einer Schwester — „wir waren ja immer wie Bruder und Schwester" hatte sie

gesagt. Was sollte ich thun, um mir ihre Liebe zu erringen, um ihr Herz zu erforschen? Vielleicht, wenn sie mir gegenüber gestanden wäre — wenn sich nichts Trennendes zwischen uns geschoben hätte — vielleicht hätte sie sich dann bald selbst verraten, und wir hätten uns so gefunden, wie ich es immer erträumt hatte: ohne ein Wort — ohne eine Frage — nur in die Augen hätten wir uns gesehen — lange — bis wir uns in die Arme sanken. Aber schreiben, schreiben — mit diesen Zweifeln im Herzen — mit diesem beständigen Grübeln im Kopf! Bald schien es mir, als ob dieser heiße, leidenschaftliche Atem meiner Worte sie erschrecken müßte, bald klang alles so steif und gekünstelt, so heuchlerisch und verlogen. Was sollte ich ihr schreiben? Einen gleichgültigen Brief von tausend Dingen, an die ich jetzt nicht dachte, an die sie nicht denken konnte? Oder sollte ich wahr, ganz wahr sein, meine Brust durchwühlen und ihr alles sagen, was mich beseligte und quälte? Oder sollte ich ihr zärtlich, aber gemessen schreiben, leise forschend und ganz leise andeutend, in dem herzlichen Tone, in dem man einer Schwester schreibt? Ich setzte mich wieder vor das Pult und begann: „Liebe Freundin, liebe Schwester!“ Und dann flog das Blatt unter den Tisch, und ich sprang wieder auf.

Nein, ich liebte sie, liebte sie wie eine Geliebte, die man jubelnd in sein Haus trägt. Aber da stand plötzlich wie ein Gespenst die Tote vor mir und hob drohend ihre Hände wider uns. Warum hatte sie uns zu trennen gesucht? Weil ich ein armer Teufel war und Martha die Tochter des Millionärs? Weil sie

Stürme fürchtete, die sie von uns fernhalten wollte? Nun, wir würden diese Stürme ertragen, wie andre sie ertragen haben, — ich kannte jetzt Martha, ich kannte sie gut — ich wußte, was ich von ihr zu erwarten hatte! Oder war es nicht das — fürchtete sie wirklich die Erbschaft meines Vaters, den Leichtsinn, fürchtete sie für das Glück und den Seelenfrieden ihres Kindes? Dann —

Nein, die Tote sollte beruhigt sein. Kein Wort sollte über meine Lippen kommen, ehe ich nicht ernstlich mit mir zu Rate gegangen war. Ich wollte Martha nicht schreiben — noch nicht. Hatte ich sie doch an meinem Ideal zu messen versucht, hatte ich doch selbst an der Stärke meiner Empfindung für sie gezweifelt! Ich wollte warten und prüfen, ängstlich prüfen — mein Gott, was für unsinnige Entschlüsse faßt man nicht, um solchen Konflikten zu entrinnen!

Aber ich mußte ihr schreiben, wollte ich sie nicht verwirren oder gar verletzen. Wenn ich nur von ihrer Mutter schrieb, von ihrem Bemühen, uns zu trennen? Das lag uns beiden nahe, das war die beste Einleitung für die Zukunft — wenn es eine Zukunft für uns gab. Warum dieses rätselhafte Bemühen? Fürchtete sie das Entstehen zärtlicher Gefühle zwischen uns? — Da war ja ausgesprochen, was mir am Herzen lag. Aber warum fürchtete sie diese Gefühle? Sah sie irgend ein Unheil, das uns drohte, irgend etwas Schreckliches, das unsre Liebe heraufbeschwören mußte? Wenn ja — was konnte es sein? Konnte sie etwas andres fürchten, als das Mißverhältnis zwischen unsrer sozialen Stellung, den Widerspruch des Vaters? Gab es irgend

etwas Erdenkliches, das sonst unsre Verbindung unmöglich machen konnte? Nein — es gab nichts — und auch die Millionen ihres Vaters waren kein Trennungsgrund für uns, da wir uns liebten. . . . Wieder flog das Blatt unter den Tisch. Unmöglich konnte ich ihr das schreiben. Ich durfte ihr nicht schreiben, daß ich sie liebte, — und warum ihr die Gefahren dieser Liebe vor Augen führen! Nein — ein andres Blatt — andre Worte — gleichgültige Dinge und doch herzlich, zärtlich —! Aber wie ich mich auch bemühte, es gelang nicht, und Tag um Tag verstrich, ohne daß der versprochene Brief abgegangen wäre.

Wenn ich mich heute in die Stimmung der folgenden Zeit zurückversetze, dann sehe ich eine Erfahrung bestätigt, die ich seitdem öfter gemacht habe. Das beständige Grübeln über ein Gefühl muß dieses, wenn nicht töten, doch wenigstens schwächen. Ich hatte in der Folge Stunden, in denen es wie Eis über mein Herz schlich, wenn ich an Martha dachte, Stunden, in denen es so kalt und öde in mir war, als hätte ich nie in ihre ernsten tiefen Augen geblickt, als hätte sich mir nie ihre Seele geöffnet, wie an jenem Morgen im Prater, als hätte es in meinem Leben nie eine Bewegung gegeben, wie die der letzten Tage. Diese Stunden waren mir noch peinlicher als jene, in denen ich die alten Zweifel wieder aufs neue durchkämpfte, und ich fand nicht die Kraft, diesem Zustande durch eine rasche That ein Ende zu machen. Meine Natur war nie leicht zum Entschlusse zu bringen, und es bedurfte immer eines äußeren Anstoßes, um mich in einer bestimmten Richtung weiter zu treiben, in der

ich dann freilich mit Kraft und Ausdauer beharrte, selbst dann, wenn ich schon zu zweifeln begann, ob diese Richtung mir zum Segen gereichen würde. So setzte ich ja auch meine ärztliche Praxis zu einer Zeit noch fort, da sich mir bereits Gelegenheit zum Ergreifen der akademischen Laufbahn geboten, und da ich längst eingesehen hatte, daß ich mir als praktischer Arzt nie den nötigen Nimbus erwerben würde, daß meine Natur für diesen Beruf vielleicht auch zu fein organisiert, zu empfindsam und unentschlossen war. Hundert Menschen, die man durch Vorsicht und ängstliche Sorgfalt gerettet hat, werden ja nicht bemerkt; aber einer, dem man durch ein kühnes Wagnis, das auch sein Verderben hätte herbeiführen können, die Gesundheit wiedergibt, wird schon zur Staffel des Ruhmes. . . .

Doch zurück zu meiner Erzählung, in die ich nun neue Menschen einzuführen habe. Die Beziehungen und Empfehlungen meiner Pflegemutter hatten es mit sich gebracht, daß ich in Kreisen verkehrte, in die ich sonst, zu jener Zeit wenigstens, wohl nicht gelangt wäre. Ich erhielt häufig Einladungen zu geselligen Veranstaltungen, und obwohl ich weder besonders „lebelustig“ war, noch daran dachte, mir — wie Frau von Soden sagte — eine „Position“ zu sichern, so ließ ich mich doch gerne bald da, bald dorten sehen. Mein lebhafter Geist fand Gefallen an den Gesprächen mit vielerfahrenen, weltgewandten Männern, mit Künstlern und Gelehrten, wie sie da in buntem Gemisch zusammenkamen, und meine Augen waren nie unempfänglich gewesen für eins der reizendsten aller Bilder:

das Nebeneinander schöner Frauen und Mädchen, das anmutige Zusammenspiel bewegter weiblicher Gestalten, strahlender Blicke, bunter Seide und schimmernder Juwelen. Ohne ein Gesellschaftsmensch im strengen Sinne des Wortes zu sein, folgte ich doch den meisten Einladungen, die an mich ergingen, und fand mich auch in ein paar Häusern als regelmäßiger Gast der jours fixes ein, um so mehr, als man bei den geselligen Abenden der Wiener Gesellschaft meist sicher ist, gute Musik zu hören, und ich seit jenen Jugendtagen, da ich mich von den Klängen der Drehorgel in sanfte Träume wiegen ließ, ein begeisterter Musikfreund war.

In den letzten Monaten der Saison, in der Zeit, die dem jähen Tode meiner Pflegemutter voranging, erschienen in den Salons der Geldaristokratie, in denen ich verkehrte, zwei Damen, die vollkommen geeignet waren, Aufsehen zu erregen. Die interessantere der beiden war die Gattin eines Spekulanten, Regine Bartok, eine eigentümliche Frau, deren rätselhaftes Wesen die Neugierde stacheln mußte und überdies bei den Frauen die Scheelsucht und bei den Männern die Lust — sich die Flügel zu verbrennen. Wenigstens hatte sie den zahlreichen Schmetterlingen, die sich um sie drängten, bisher nicht das geringste Zugeständnis gemacht, sie hatte nicht einmal ein Lächeln für ihre Schmeicheleien und wies die Zudringlichsten so herb ab, daß sie sich betroffen zurückzogen. Daß sie auffallen mußte, war natürlich, obwohl sie immer sehr einfach und in düstere Farben gekleidet war, und ich nie einen andern Schmuck an ihr sah, als eine einfache,

stellenweise schwarz gefärbte Goldbrosche in der Form eines griechischen Kreuzes, die ihr Kleid dicht am Halse zusammenhielt. Aber gerade diese Einfachheit kleidete ihre hohe, entzückend schön geformte und mit ruhiger Grazie bewegte Gestalt aufs beste, und die dunkeln Farben verstärkten nur die Wirkung ihres ins Bläuliche schimmernden Marmorteints, so daß auch Stimmen laut wurden, welche Regine Bartok als eine Meisterin in der Koketterie bezeichneten, deren Methode, sich interessant zu machen, gewiß nicht die schlechteste sei. Unterstützt wurden sie dabei durch ein gewisses, schwer zu beschreibendes Etwas in der Erscheinung Reginens, das zu verraten schien, daß es in ihrem Herzen nicht so still und ruhig aussah, wie sie sich zu geben liebte. Auch das edle, ernste Gesicht mit der schlanken, griechischen Nase und dem etwas kräftigen, aber immer noch anmutigen Kinn, der einfache Knoten, in dem das schlicht gekämmte, schwarze Haar rückwärts zusammengefaßt war — in einer Zeit, da die Mode künstlich aufgebauschte Frisuren bevorzugte —, und die unter langen schwarzen Wimpern melancholisch hervorblickenden dunkeln Augen fügten sich in das Bild einer zwar etwas fremdartigen, aber vornehmen, königlichen Erscheinung. Und doch blitzte in diesen großen stillen Augen manchmal etwas auf wie fernes Wetterleuchten, und um ihre feingeschnittenen, aber vollen Lippen schwebte bisweilen jenes harte Lächeln, das wie der Ausdruck unterdrückter Leidenschaft erscheint und vollends verwirrend wirkt — solchen Augen gegenüber! Sah man sie, dann stand man zuerst bezaubert stille. Dann fragte man sich, ob diese Frau glücklich sei. Und

dann — mein Gott, das Ende war eben, daß man sich die Flügel verbrannte. Diese Frau blieb immer herb und stolz und vergab sich nicht das Geringste. Vielleicht täuschte dieses Aufblitzen leidenschaftlichen Wesens, und ihre äußere ruhige Kälte war ihre wirkliche Natur. Oder vielleicht war sie doch glücklich und hüllte sich in diesen Panzer, ärgerlich über die Huldigungen, denen ihre eigentümliche Schönheit nicht entgehen konnte. Vielleicht fürchtete sie die Menschen, die Klatschsucht — vielleicht hatte sie Furcht vor sich selbst! Was sprach man nicht alles! Wie wurde sie verleumdet und verteidigt! Mit welchem Eifer forschte man ihrer Vergangenheit nach! Ihre Anwesenheit wirkte auf die Männer stets wie ein berauschendes Gift, und ich war vielleicht der einzige, der ihr nie ein galantes Wort gesagt hatte, obwohl ich ihre Schönheit bewunderte und meine Augen gern ihrer Gestalt folgten, wo ich sie sah.

Noch auffälliger war eigentlich die zweite der Damen, obwohl sie weit weniger Interesse erregte und niemand den Kopf verrückte. Es war die Schwägerin Reginens, Aranka Bartok, eine Dame an jener Altersgrenze, jenseits welcher Mädchen nur in seltenen Fällen „interessant" erscheinen, und Aranka war wohl auch in ihren Backfischjahren nichts weniger als hübsch gewesen. Ein großer, ungraziöser Männermund, starke Backenknochen, eine scharf vorspringende Habichtnase und brauner Teint gaben zusammen ein Gesicht, das alles eher als weiblich war und geradezu abgestoßen hätte, wäre es nicht durch ein Paar ungewöhnlich lebhafter, feuriger, großer Augen verschönt worden, Augen, aus denen ein heißes Temperament und ein zum

Excentrischen geneigter Geist loderten. Dieses Temperament und dieser Geist verliehen ihr denn auch wenigstens für den ersten Augenblick eine gewisse Anziehungskraft, und es gab sogar Leute, die ihre Unterhaltung auch dann noch suchten, nachdem sie durch ihre oft dämonisch hervorbrechende Lust, das Gegenteil von dem zu sagen, was andre Leute sagten, und den konventionellen Formen ins Gesicht zu schlagen, verletzt worden waren. Natürlich fiel es niemand ein, diesem männlich ungezwungenen Wesen mit dem braunen, halbasiatischen Gesichte den Hof zu machen, und ich glaube, daß manches ihrer bitteren Scherzworte auf den Verdruß darüber zurückzuführen wäre. Aber sie übte wenigstens auf einen kleinen Teil der Männer einen Bann andrer Art aus; man unterhielt sich gern mit ihr, lachte über ihre rücksichtslosen Scherze, gefiel sich darin, sie zu Paradoxen zu reizen, und ließ sich durch die raubtierartige Leidenschaft, die zuzeiten plötzlich aus ihren Augen flammte und ihr ganzes Wesen mit wildem Feuer sättigte, imponieren. Auch ich stand ein wenig unter ihrem Bann, weil ich ein warmes weibliches Herz in dieser männlichen Gestalt entdeckt zu haben glaubte, und weil mich mitleidige Wallungen überkamen, wenn ich sah, wie man jungen Damen, die nichts für sich haben, als ein Paar frische Wangen, alles darbrachte, wonach dieses heißfühlende Herz vergebens lechzte. Und so kam es, daß ich durch die Vermittelung Arankas auch Reginen ein wenig näher trat, von der mich eine eigene Scheu zurückgehalten hatte. Woher diese Scheu stammte? — Ich bewunderte ihre Schönheit, ich war nicht ganz gleichgültig

gegen den Zauber, der von ihr ausging, aber ich war nie im stande, zu vergessen, daß ich eine Frau vor mir hatte, und es war mir oft, als wäre es schon unehrlich gehandelt, diese Schönheit so aufmerksam zu betrachten, wie ich es zuweilen that.

Uebrigens sahen wir uns verhälnismäßig selten, da Bartok in vielen jener Häuser, in denen ich verkehrte, stark über die Achsel angesehen wurde. Er gehörte zu den Geldmännern, die in dem Ruf standen, daß sie „die Moral in finanziellen Dingen untergrüben“. Von der ungarisch-galizischen Grenze stammend, der Sohn halbdeutscher Eltern, hatte er in Pest und in Wien Jus studiert, dann aber die Juristerei an den Nagel gehängt und sich den Geschäften gewidmet — großen und kleinen — sauberen und unsauberen, wie es sich gerade fügte. Er wurde Spekulant, half fleißig gründen und hatte bald seine Hand überall im Spiele, wo aus einer zweifelhaften Aktiengesellschaft eine noch zweifelhaftere als Tochterinstitut herauswuchs. Bisweilen begünstigte ihn das Glück, ebenso häufig aber schlugen seine Spekulationen fehl, und so kam es, daß sein Schifflein beständig im Schwanken war. Er traf es insofern schlecht, als er aus den zweifelhaften Unternehmungen nicht herauskam und keine feste, „solide“ Basis für seine Thätigkeit gewann, und obwohl er als reicher Mann galt und in großem Stile lebte, wird es doch kaum einen Tag gegeben haben, an dem man sicher sagen konnte, ob sein Vermögen seine Verpflichtungen überstieg, oder ob das Umgekehrte der Fall war. Die „gesicherten Existenzen“ aus der Finanzwelt haben nun gegen diese

dreisten Emporkömmlinge, diese kühnen Streber, dieselbe Abneigung, den der alte Erbadel gegen die neugebackenen Barone hat, und so waren auch die Kreise, in denen die Bartoksche Familie verkehren konnte, nur beschränkte. Er selbst war selten zu sehen, da er seit seiner letzten Uebersiedelung von Pest nach Wien häufig auf Reisen war und wohl auch den Verkehr in der Gesellschaft mehr aus Nützlichkeitsrücksichten als zum Vergnügen pflegte. Seine Natur hatte einige Aehnlichkeit mit der seiner Schwester. Auch er hatte etwas Barbarisches, Wildes, den Sitten der Gesellschaft Widersprechendes an sich, wenn er auch nicht mit Excentricitäten glänzte, sondern es für seine Zwecke klüger fand, sich den üblichen Formen zu fügen. Aber mit wirklichem Behagen verkehrte er doch nur an Orten, wo er sich ganz ausleben konnte, und das waren lustige Kneipgesellschaften, wo man kein Interesse für Kunst, Wissenschaft und dergleichen Dinge heucheln mußte, und wo man sich gewissermaßen in Hemdärmeln bewegen konnte. Er war ein stämmiger, mittelgroßer Mann mit braunem, derbem, aber nicht unsympathischem Gesicht. Sein dichtes schwarzes Haar stand kurzgeschnitten und ein wenig gekraust über der breiten Stirn empor, und ein schwarzer, an den Wangen ziemlich dünner, gekräuselter Vollbart umrahmte das Gesicht nach unten zu. Wenn er sich wohl fühlte und in heiterer Stimmung war, gewannen seine kräftigen Züge sogar einen Ausdruck von derber Gutmütigkeit; dann hatte das Feuer seiner grauen Augen etwas Liebenswürdiges, ein gewisser listiger Zug, der ihm sonst anhaftete, verschwand, seine prächtigen weißen

Zähne blitzten unter den lachend geöffneten, immer lebhaft gefärbten Lippen gewinnend hervor — man interessierte sich unwillkürlich für ihn, ohne sich zu verhehlen, daß man sich kaum einem vornehmer gearteten Menschen gegenüberbefand. Obwohl ich ihn, wie gesagt, in Gesellschaft kaum zwei-, dreimal gesehen hatte, kannte ich ihn doch ziemlich genau, da ich ihm schon vor seiner Verheiratung, in seiner ersten Wiener Periode öfters begegnet war, und zwar auf dem Fechtboden. Er war von seiner Studentenzeit her als vorzüglicher Fechter noch in guter Erinnerung, und daß er auch jetzt noch seinen Mann stellte, bewies er gleich bei seinem ersten Gange mit einem jener bemoosten Häupter, die in allen Körperübungen als Meister galten. Der Stoß, durch den er diesen besiegte, machte damals in unsern Kreisen viel von sich reden und sicherte Bartok eine gewisse Popularität. Er hatte den Quartstich fingiert, dann plötzlich die Hand in halber Terz gedreht und einen Schritt seitwärts gemacht und fuhr dann in dem Augenblick, da der Gegner die Parade in der Sekond führte, wobei sich der Arm etwas biegt und die Brust vielleicht bis zu zwei Zoll frei wird, blitzschnell auf die ungeschützte Stelle. Ueber diese Finte wurde so viel hin und her gesprochen, daß ich sie heute noch im Gedächtnis habe, wie auch die Parade dafür, die wir erst nach vielen Mühen fanden: Degagieren gleich bei der Wendung der Hand und dann Parieren durch eine scharfgeführte Prim.

So viel über Bartok, seine Frau und seine Schwester. Wie gewaltsam sie in mein Leben eingreifen, welche Stürme sie über mich heraufbeschwören

sollten, das hätte ich mir noch an dem Tage nicht träumen lassen, der jener verhängnisvollen Nacht voranging.

Es war in der zweiten Hälfte des März, das Frühlingslüftchen hatte sich längst wieder scheu zurückgezogen und der Winter hatte abermals Einkehr gehalten und zwar mit geradezu jugendlichen Kräften. Es hatte den ganzen Tag über heftig geschneit, und erst gegen Abend war die Luft klarer geworden und der Schnee ausgeblieben. Jetzt aber lagen die weißen Massen zwischen den Fahrdämmen und den Trottoirs in mehr als halber Mannshöhe angehäuft, Hunderte von Menschen hantierten fast in jeder Straße mit Besen und Schaufeln, und die Schneelast der Dächer war so mächtig, daß sich ab und zu Lawinen loslösten und auf die Fußgänger herabstürzten. An diesem Abend war bei Frau von Waldstein — einer Dame, die sich der besondern Zuneigung von Frau von Soden erfreut hatte — Gesellschaft, und es war die dunkle Hoffnung, von der Freundin der Verstorbenen etwas über das Rätsel ihres Todes zu erfahren und von Martha sprechen zu können, was mich den Entschluß fassen ließ, diese Gesellschaft trotz meiner wenig geselligen Stimmung zu besuchen. Das beständige Grübeln über jenes Rätsel und meine Neigung zu Martha hatte zur Folge gehabt, daß in einer meiner düstersten Stunden plötzlich ein furchtbarer, ungeheuerlicher Gedanke mein Hirn durchzuckte. Es gelang mir dann zwar, denselben zu widerlegen, aber der düstere Schatten verließ mich doch nicht mehr, und ich sagte mir, daß ich nicht mehr an Martha denken durfte, ehe jenes Rätsel nicht gelöst war. Frau von Waldstein war, wenn ich mich

nicht täuschte, eine Jugendfreundin meiner Pflegemutter, und dann war ihr sicher auch das bekannt, was ich wissen mußte. Im andern Falle aber war es wenigstens wahrscheinlich, daß jene Vorgänge, welche den jähen Tod ihrer Freundin verursacht hatten, für sie nicht so im Dunkel lagen, wie für mich. Jedenfalls durfte ich hoffen, von ihr etwas zu erfahren, das ich weiter verfolgen konnte, das mir die Richtung wies, in welcher den entsetzlichen Zweifeln ein Ende zu machen war.

Frau von Waldstein wohnte in jener Seitengasse, die von der Ringstraße nach dem Musikvereinsgebäude führt — irre ich nicht, so ist es die Canovagasse — und hielt kein sonderlich gastfreies Haus. Sie war die Witwe eines mehrfachen Millionärs, hatte aber einfache bürgerliche Gewohnheiten, und vielleicht thaten ihr die Klatscher auch nicht ganz unrecht, die sie als geizig schilderten. Sie war übrigens trotz ihrer Geiernase und ihrer brandroten Locken, die sie merkwürdigerweise frei um ihre Schultern wallen ließ, eine liebenswürdige Dame, und gab sie einmal ein Souper, so ging man gern hin, und zwar um so lieber, als man in ihrem Salon stets musikalische Leistungen ersten Ranges zu hören bekam. Auf dem prächtigen Bösendorfer Flügel, der ein Meisterstück der Gattung war, hatten Rubinstein und Bülow gespielt, Johannes Brahms hatte hier in einer heiteren Stunde Straußsche Walzer vorgetragen, und Liszt hatte den Gesang der Nilsson begleitet. Die Hausfrau selbst war in hervorragendem Maße musikalisch, und das romantische Verhältnis zwischen ihrer Tochter und einem bekannten

ungarischen Geiger, das allerlei Familienzerwürfnisse verursacht hatte, war doch nicht im stande gewesen, ihr die Vorliebe für die Tonkunst oder Tonkünstler zu nehmen. Jenes Verhältnis oder vielmehr die Entführung, in der es gipfelte, hatte auch zu Beziehungen zwischen ihrem Hause und der Familie Bartoks geführt, und wenn ich nicht irre, so war es ihr Salon, in dem ich Frau Regine und Fräulein Aranka zum erstenmal sah.

Auch heute waren sie unter den Gästen, und ich war kaum eingetreten, als ich, ein paar Worte der Begrüßung mit Frau von Waldstein wechselnd, Frau Regine bemerkte, deren Augen mit einem seltsamen Ausdrucke auf mich gerichtet waren. Es war ein merkwürdiger Blick, der mich verwirrte und mir das Blut plötzlich rascher durch die Adern trieb, ein Blick, dessen Wirkung ich nie vergessen werde, solange ich lebe. Und der Gewalt dieses Blickes folgend, wandte ich mich von Frau von Waldstein ab und näherte mich Regine. Wie schön sie heute war, schöner als ich sie je gesehen! Und zum erstenmal, seitdem ich sie kannte, trug sie ein helles Kleid, eine pfirsichblütenfarbige Seidenrobe, deren Widerschein ihrem Marmorteint einen eigenen Reiz verlieh und die zu dem tiefschwarzen Haar, den schön geschwungenen schwarzen Brauen und den dunkeln Augen, aus denen heute ein Feuer strahlte, als wäre die Glut des Fiebers hinter ihnen verborgen, wunderbar stimmte. Nicht ohne Verlegenheit reichte ich ihr die Hand, unsre Augen begegneten sich, ein leises Rot flog über ihre Wangen. Mir schwindelte — was war denn geschehen — was für ein Abgrund öffnete sich vor meinen Blicken?

Oder war das alles Einbildung, ein Spiel der kranken Phantasie, war ich auf dem Wege, ein Narr zu werden?

Aranka kam herbei und machte der peinlichen Situation ein Ende. Ihre männliche Stimme, ihr scherzhafter Ton, ihr häßliches Gesicht mit dem listigen Zug des Bruders gaben mir meine Geistesgegenwart wieder. Ich vermied es, Regine noch einmal anzusehen, und sprach beinahe nur mit Aranka. Aber was hörte ich auf einmal aus diesem Gespräch alles heraus! Man hatte davon gesprochen, daß man auch mich hier treffen werde. Regine hatte sich den ganzen Tag über sehr unwohl gefühlt, aber sie war doch gekommen. Man war neugierig, mein Urteil über die Aquarelle zu hören, die Regine im Kunstverein ausgestellt hatte. Die Aquarelle! Man hatte mir irgendwo davon erzählt, aber sie hatten mich nicht im mindesten interessiert, ich war nicht hingegangen. Es war ein kleiner Cyklus über ein biblisches Thema — die einen lobten die Bilder, die andern schimpften darüber — ich hatte alles nur mit halben Ohren gehört. Jetzt konnte ich nicht umhin einzugestehen, daß ich die Bilder nicht gesehen hatte — ich war nicht in der Stimmung dazu — ich war sehr leidend gewesen — aber morgen würde mein erstes Ziel der Kunstverein sein. So viel ist mir von meinen Worten erinnerlich — es wird wohl viel Unsinn dazwischen gewesen sein — Reginens Augen mied ich, und die erste Gelegenheit, den beiden Frauen zu entschlüpfen, wurde benutzt.

Dann, als ich aus dem Bereiche ihrer Augen war, machte ich mir Vorwürfe über mein Benehmen,

und eine nörgelnde Stimme rief in mir: Du machst dich lächerlich — vor diesen Frauen — vor dir selbst. Was war denn geschehen? Dieser Blick, dieser seltsame Blick — diese freundliche Begrüßung — dieses Erröten. . . . Sollten die bösen Zungen wirklich recht haben, welche dieser Frau das leidenschaftliche Wesen vom Gesicht lasen? War es möglich, daß ihr Herz für mich entbrannt war, daß eine heftig erwachte Neigung sie zu mir zog? War ihr Stolz, ihre Zurückhaltung, ihr ernster Sinn, ihre Religiosität — war das alles Lüge und Trug? — Und wenn es so war — was galt mir dieser Blick? Was durfte er mir gelten? War ich doch schlechter, als ich glaubte, hatte die tote Schützerin doch recht gehabt, wenn sie an mir zweifelte? Ich war lebhaft, empfänglich, feurig — aber hatte ich nicht immer Abscheu vor jeder Unehrlichkeit gehabt? Hatte ich diese Frau nicht bewundert wie alle, lebhaft bewundert — und war ich nicht trotzdem kalt geblieben, weil ich immer die Frau in ihr sah? — Und nun sollte ein einziger Blick genügt haben, um mich zu verwirren, nun sollte ein einziger Blick alles getötet haben, was in mir gut war?

Freilich — dieser Blick — wer ihn mit Gleichmut ertragen, wen er nicht verwirrt hätte, der mag mich verurteilen und den Stab über mich brechen. Was lag nicht alles in diesem Blick! Eine geheime Freude, eine stille Wonne, wie sie nur aus dem Herzen in die Augen strömen, wie sie nur aufleuchten beim Anblick eines geliebten Menschen. Und welche Zärtlichkeit, welche Sehnsucht, als ob diese Augen ewig dein Bild trinken möchten, als ob sich die Seelen vereinigen

könnten in solch einem Blick! Alle Zauber der Welt und alle Wunderkräfte, die aus der Erde dringen, was sind sie gegen dieses unfaßbare Begegnen zweier Herzen in einem flüchtigen Strahl!

Oder sah ich zu viel, war all diese Freude und Sehnsucht und Zärtlichkeit nur in meinem Hirn und nicht in ihrem Blick? Aus den Augen dieser Frau strahlte auch sonst ein reiches Leben — Sehnsucht, Wehmut, Schwärmerei und sogar Leidenschaft — hatte ich vielleicht doch zu viel gesehen?

Aber das war unmöglich, denn nie war ein Gedanke an Regine in mir gewesen, nie hatte ihr Anblick den Wunsch nach solch einem Blicke in mir erregt. Und dann diese freundliche Begrüßung — dieses Aufgeben ihres Stolzes, ihrer Zurückhaltung — dieses Erröten — und sah ich nicht zum zweitenmal in ihren Augen dieselbe Zärtlichkeit? Nein, ich konnte mich nicht getäuscht haben, es war ganz unmöglich, daß ich ein Opfer meiner Phantasie geworden.

Dann schlug also das Herz dieser Frau für mich, dann liebte sie mich!

Plötzlich stand Martha vor mir und eine Wehmut erfüllte meine Seele, wie sie den Knaben überkommen hatte, wenn er vor dem Hause stand, in dessen Giebelfenster er das Gesicht seiner Mutter zu sehen glaubte.

Es war mir plötzlich, als hörte ich sie sprechen. „Guten Morgen, Bruno. . . . Ich habe dich immer viel lieber gehabt als Alfred. . . . Wir haben uns so lange nicht gesehen, und doch verstehen wir uns gleich. . . . Es muß ein wunderschönes Gefühl sein,

Schmerzen heilen zu können. . . . Ich würde nicht lächeln, ich würde mit dir weinen. . . . Und du wirst mir antworten, Martha? — Gewiß, Bruno!" . . . Alles hörte ich, was wir sprachen, und wie weich klang dieses „Bruno", wie zärtlich, und wie rein und mild sahen die blauen Augen auf mich! Martha! War ich auf dem Wege, sie zu vergessen, ihr untreu zu werden?

Aber jenes Gespenst, jenes häßliche Gespenst, jene Schreckgestalt, die mich so furchtbar getroffen hatte!

Warum war ich denn hierher gekommen? Um Frau von Waldstein zu sprechen, um Gewißheit zu erlangen.

Die Musik verstummte — rauschender Beifall — dann sah ich die Hausfrau an meiner Fensternische vorüberschreiten.

Rasch stand ich auf, sie sah sich verwundert nach mir um und kam mir endlich auf halbem Wege entgegen.

„Nur ein Wort, gnädige Frau, das ich nicht vor der Gesellschaft an Sie richten möchte."

Sie nickte zustimmend und trat in die Nische.

„Was haben Sie, Herr Doktor? Sie scheinen aufgeregt zu sein."

„Verzeihen Sie, gnädige Frau — nur ein Wort. Frau von Soden — sie war mir gewissermaßen Mutter — meine Pflegemutter —"

„Ich kann mir denken, wie schwer es Sie getroffen hat. Sie war eine gute Frau. Aber es ist unser aller Los —"

„Nicht das — es wäre hier nicht der Ort, sich dem Schmerz hinzugeben. Sie waren die Freundin der Verstorbenen — von Jugend auf —"

„Nein. Ich lernte sie erst nach ihrer Verheiratung

mit Herrn von Soden — ich glaube drei, vier Jahre danach — kennen. Wir verbrachten damals den Sommer in Ischl, wo wir uns auf der Esplanade vorgestellt wurden. Es waren schöne Tage. Alfred war gerade so alt wie meine kleine Sidi, und die beiden Kinder spielten so gern zusammen."

„Frau von Soden ist so plötzlich gestorben — es muß eine große Erregung vorhergegangen sein —"

„Ich habe davon nichts gehört. Uebrigens nehmen Herzkranke, wie man mir sagte, die Dinge häufig genauer als gesunde Menschen. Das müssen Sie ja wissen, Herr Doktor."

„Hat Ihnen Frau von Soden nie von meinem Vater erzählt, gnädige Frau?"

Frau von Waldstein sah mich betroffen an. Dann schüttelte sie so langsam den Kopf, daß ihre roten Locken sich kaum bewegten, und antwortete: „Nein."

Ich hatte ein Gefühl in der Brust, als müßte mir jetzt der Atem versagen, als drückten mir Zentnerlasten auf die Schultern.

Was hatte mir die Tote gethan, daß ich sie jetzt aus ihrem Grabe zerrte, daß ich sie vor ihrer Freundin verdächtigte, beschimpfte!

Aber dieses dumpfe Beharren war wieder in mir, ich mußte sprechen und hätte gesprochen, wäre es auch mein letzter Hauch gewesen.

„Frau von Soden," stammelte ich, „Martha — ihre Tochter — ich weiß nicht, was sie veranlaßt hat, uns voneinander zu entfernen. Ich muß es wissen, gnädige Frau, ich muß. Martha —"

Die Frau vor mir war totenblaß geworden.

„Sie haben Martha gesehen?"

„Ja."

„Gesprochen?"

„Ja."

„Und deshalb!"

Es wälzte sich wie ein Block von meinem Herzen.

„Deshalb muß ich wissen, gnädige Frau, ob Frau von Soden meine Mutter war."

Sie hatte die Augen zu Boden gesenkt und schwieg.

„Verzeihen Sie mir — ich kann nicht anders. Kein Wort wird mehr über meine Lippen kommen, kein Vorwurf, nichts. Sagen Sie mir nur, ob es so ist, sprechen Sie um Gottes willen — ich muß es wissen!"

Sie reichte mir die Hand und sah mich mitleidig an.

„Ich fühle mit Ihnen, Herr Doktor," sagte sie, „glauben Sie mir, daß ich Ihren Schmerz teile. Aber ich kann Ihnen nichts gestehen, denn ich weiß nichts."

„Sie wissen nichts, aber sie glauben es."

„Es fällt mir schwer, daran zu glauben, sehr schwer. Marie hat diesen Gegenstand nie berührt, und ich habe nie daran gedacht. Erst in der letzten Zeit trat dieser Verdacht an mich heran — ihr davon zu sprechen, das habe ich nicht über mich gebracht — und dann kam ihr Tod ja so plötzlich — ich sah sie lebend, gesund wie immer und drei Tage später als Leiche. Die arme Frau, was mag sie gelitten haben!"

„Und Sie können mir nicht mehr sagen, gnädige Frau?"

„Nein. Aber ich will Ihnen alle Hilfe leisten,

die ich leisten kann. Vorausgesetzt, daß das Dunkel gelüftet werden muß."

„Es muß — ich werde eher keine Ruhe finden — ich kann es nicht. Sie glauben, daß Frau von Soden meine Mutter ist?"

„Ersparen Sie mir die Antwort. Ich sehe ein, daß Sie Gewißheit haben müssen. Fassen Sie nur Geduld — denken Sie, daß wir die Tote schonen müssen — wenn sie Ihre Mutter ist, dann erst recht."

„Was wollen Sie thun — was soll ich thun?"

„Besuchen Sie mich am Sonntag — nein, am Montag vormittag — nach zehn Uhr. Und bis dahin Ruhe, Fassung und Mut!"

Ich zog ihre Hand an meine Lippen.

„Es wird sehr schwer sein, gnädige Frau, und doch muß dieses Rätsel gelöst werden. Ich habe meine Papiere durchforscht — sie geben keinerlei Aufschluß. Aber es ist doch merkwürdig, daß mein Taufschein den Namen meiner Mutter nicht enthält — weder ihren Familiennamen noch ihren Taufnamen. Er ist nicht in der üblichen Form abgefaßt, sondern enthält nichts weiter als die Bestätigung, daß ein Knabe Namens Bruno Burg, Sohn des Walter Burg, geboren und getauft wurde. Ist dieser Taufschein auf Grund einer Bestechung abgefaßt — war mein Vater mit jener Frau vermählt, die mir bisher als meine Mutter galt — war Marie von Heyden heimlich die Gattin meines Vaters geworden, ehe sie Frau von Soden wurde — ich finde keine Antwort auf all diese Fragen. Und wer soll sie heute beantworten?"

„Ich kann nicht glauben, daß meine Freundin sich

zu einem Verbrechen fortreißen ließ, daß sie, mit einem Manne vermählt, einem zweiten die Hand reichte."

„Dann ist mein Taufschein auf Grund falscher Angaben — oder mit Bewußtsein falsch ausgestellt worden. Wenn ich alles zusammenhalte, dann erkenne ich jetzt gar keine andre Möglichkeit mehr. Es muß so sein. Welches Elend bringt die Lüge über die Menschen, und doch —! Selbst gute Menschen können sich in dieses häßliche Gespinst verstricken — sie müssen es vielleicht, wenn sie vor der Welt nicht die Waffen strecken und in den Tod gehen wollen. Bisher war der Gedanke an meine Mutter und meinen Vater immer das Beste, was ich hatte, und nun soll ich glauben, daß mein Vater im stande war, sein Kind um die Mutter zu betrügen, daß es eine Mutter geben kann, die der Welt zuliebe ihr Kind verleugnet! Nein, gnädige Frau, es kann keine solche Mutter geben. Diese Frau muß mehr zu fürchten gehabt haben, als den Zorn ihres Mannes, wenn sie im stande war, sich so zu bezähmen. Es ist ein entsetzlicher Gedanke, aber sagen Sie, ob ich nicht recht habe."

„Noch einmal, lieber Doktor, Ruhe und Fassung. Denken Sie einstweilen an andres, ich werde alles aufbieten, um Ihnen zu helfen. Ich stehe mit Herrn von Soden so, daß ich es wagen kann, an diese Wunde zu rühren. Er ist auch nicht so rauh, als er erscheint, er ist eine beschränkte, arme Natur, aber nicht ohne Gefühl. Gerade das hat ihn wohl so unwirsch und ablehnend gemacht. Er weiß, was ihm fehlt, er empfindet es, ohne daß er im stande war, das anders zu machen. Und deshalb ist es nicht unmöglich, daß

er sich einmal von seinen Empfindungen fortreißen läßt und zu der Frau, die seiner Gattin Freundin war und seine eigne ist, offen spricht. Ueberlassen Sie also die nächsten Schritte mir — eine alte Frau hat für solche Dinge mehr Geschick als ein junger Mann. Und lassen Sie sich den Gedanken an Ihre — an Frau von Soden nicht trüben. Wenn sie gegen Sie nicht gehandelt hat wie eine Mutter — glauben Sie mir, dann war sie gewiß eine Heldin, die eine furchtbare Last schweigend getragen hat für ihre Kinder — auch für Sie, lieber Doktor. Hat sie nicht für Sie gesorgt, war sie nicht Ihre Schützerin? Denken Sie, was geworden wäre, wenn sie dem Drang ihres Herzens vielleicht nachgegeben und sich getötet hätte! Also Fassung, Ruhe und Mut! Und jetzt adieu — wir fallen sonst auf — adieu, lieber Freund!"

Sie reichte mir die Hand, die ich küßte, und dann trat sie in den Saal zurück, während ich in den Stuhl sank und meine heiße Stirn an das kalte Glas preßte.

Wie ich dann den Weg ins Freie gefunden habe — ich weiß es nicht. Abschied habe ich wohl keinen genommen — ich sprach mit niemand mehr — ich sehe nur noch den Lichtnebel vor meinen Augen, durch den schwarze und bunte Gestalten schwanken — höre ein wütendes Durcheinanderirren von Tönen — Läufe, Triller, Oktaven und wieder Läufe — und dann schreite ich draußen durch die Nacht dahin, die längst still geworden und von sanftem Schneelicht erhellt ist.

Als ich wieder zu mir kam, war ich wohl schon ziellos durch ein Dutzend von Straßen und Gäßchen gelaufen. Martha, meine Pflegemutter, die alte Frau

zwischen den weißen Gardinen, mein Vater, Herr von Soden und Frau von Waldstein — wie sich mir das alles in tollem Wirbel durch die Seele drängte! Alles Häßliche und Gräßliche, was die Welt kennt, stieg in furchtbaren Gestalten vor mir auf, und es war mir, als müßte jeder Mensch ein Verbrecher sein, als ginge jeder mit einer Larve durch die Welt, hinter der tausend Abscheulichkeiten verborgen sind. Eine dämonische Lust überkam mich, so zu sein, wie sie alle sind, Rache zu nehmen für das beleidigte Gefühl, mich kopfüber in dieses Meer der Tollheit zu stürzen, den wildesten Becher an meine Lippen zu reißen, bis mir der Trunk zum Gift ward und ich hinsank wie ein verendendes Tier. Ein furchtbarer Abgrund hatte sich vor mir geöffnet, an dessen Rande ich dahintaumelte, ohne den Wunsch, mich zu halten. Hinunter in diese brauenden Nebel, in diese tosenden Wasser — und dort das Weib mit dem perlendurchwobenen Haar und dem heißen Liebesblick, das mir den Becher kredenzt — Regine — ich glaubte, alle Dämonen der Hölle lachen zu hören, und der grause Lärm gab mir meine Vernunft wieder.

Wo war ich denn? Was war denn geschehen? Ein Frost überlief mich, und mechanisch schlug ich den Rockkragen in die Höhe. Von einer benachbarten Kirche schlug es zwölf Uhr. Ich war doch bei einer Soiree gewesen — bei Frau von Waldstein — die mußte ich sehr bald verlassen haben, ich hatte ja das Gefühl, als wäre ich schon eine Ewigkeit durch die Straßen gestrichen. Aber ich konnte nicht weit nach Hause haben. Die Uhr, deren Schlag ich gehört,

mußte jene der Karlskirche sein — in dieser Richtung lag das Ufer der Wien. Rasch hatte ich mich orientiert, und nun war auch mein Kopf wieder heller geworden. Ich zündete mir eine Cigarre an, versenkte die Hände in die Taschen meines Paletots und schritt langsam auf dem breiten, nur mit einer leichten Schicht Schnee bedeckten Trottoir dahin. Es hatte wieder angefangen zu schneien, aber es schien wärmer geworden zu sein. Kein Lüftchen regte sich, und die Flocken, die langsam herniedersanken, waren weich und groß und sahen aus wie flaumige Federn.

Ich hatte das Haus, in dem ich wohnte, fast schon erreicht, als ich einen Wagen bemerkte, der von der Wien her rasch näher rollte. Erst sah ich nur den roten Lichtschein der beiden Laternen, dann tauchte viereckig die schwarze Masse auf, und endlich, als sich das Rasseln mäßigte, sah ich, daß ich einen Fiaker vor mir hatte.

Der Wagen hielt, der Schlag wurde rasch geöffnet, und ein Mädchen, dessen Gesicht in der dichten Tuchverhüllung kaum zu unterscheiden war, sprang heraus. Als sie mich plötzlich erblickte, schrak sie, einen leisen Schrei ausstoßend, zusammen. Dann aber besann sie sich und fragte, während ich eben die Hand an die Klingel legte, ob hier Herr Doktor Burg wohne.

Ich bejahte, gab mich zu erkennen und fragte, ob ich zu einem Patienten geholt werde.

„Ja, ja," fiel sie mir darauf ins Wort. „Wie froh bin ich, daß ich Sie gleich getroffen habe. Bitte, kommen Sie jetzt nur schnell, Sie werden dringend erwartet."

Sie drängte mich nach dem Wagen, ich stieg ins Coupé, und dann fiel der Schlag so heftig zu, daß die Fenster klirrten.

„Kommen Sie doch herein, Fräulein," rief ich noch, aber das Mädchen war bereits auf den Bock geklettert, der Kutscher hieb auf die Pferde, und fort ging es in der Richtung nach der Wieden.

Der Wagen fuhr indes nur bis an den Kettensteg und bog dann nach links. Erst nach einer Weile rollte er über eine Brücke, als ich aber durch das Kutschenfenster sah, fiel der Schnee bereits so dicht, daß ich nicht zu unterscheiden vermochte, ob wir über die Elisabethbrücke fuhren, oder bereits bei der Schwarzenbergbrücke angelangt waren. Und dann flog der Fiaker dahin, wie eben nur ein Wiener Fiaker fliegen kann, kreuz und quer, offenbar durch zahlreiche kurze Gäßchen, wie es mir schien, immer weiter weg von dem Centrum der Stadt. Einmal war es mir freilich, als ob es in der ursprünglich eingeschlagenen Richtung wieder zurückginge, aber ich kam nicht dazu, die Gedanken, die mir plötzlich durch den Kopf schossen, weiter auszuspinnen, denn in demselben Augenblicke, da ich das Kutschenfenster niederließ, um besser sehen zu können, hielt der Wagen, die Zofe sprang ab, öffnete die Thür und bat mich in eiliger Weise, ihr zu folgen.

Ich stieg aus und sah mich rasch nach allen Seiten um. Dunkle Erinnerungen wurden in mir lebendig, aber ich vermochte mir doch nicht zu sagen, wo ich mich eigentlich befand. Das Bild, das mir ins Gedächtnis kam, stammte aus der Alservorstadt, aus jenem stilleren Teile, der sich nach der Währinger

Linie zu erstreckt. Dort hatte ich als Student gewohnt — das Spital und die medizinischen Hörsäle liegen ja in der Nähe — jetzt aber konnte ich mich unmöglich anderswo als auf der Wieden oder in einer der angrenzenden Vorstädte befinden. Ich versuchte es also nochmals, mich zu orientieren, aber vergebens. Zu meiner Rechten hatte ich ein paar hohe, neuerbaute Zinshäuser, die wohl erst teilweise bewohnt waren, denn hie und da sah man noch ein Stück des Gerüstes, und neben ihnen stand ein halbverfallenes schloßartiges Gebäude. Links befand sich ein von einer mannshohen Mauer umschlossener Park mit dichtstehenden, schneeübersponnenen Bäumen, und auf diese Mauer war das Mädchen zugeschritten, während ich — was freilich kaum ein paar Sekunden Zeit beanspruchte — rasch die Umgebung musterte. Jetzt sah ich, wie sie das Pförtchen öffnete, und nun folgte ich ihr. Als ich eingetreten war, eilte sie aber schon wieder rasch weiter, ohne die Thür abzuschließen.

Der Weg ging durch den Schnee, der nun bereits so hoch lag, daß das Gehen nicht ganz unbeschwerlich war. Aber kaum hundert Schritte weiter öffnete sich das Tannenboskett, und wir befanden uns vor dem Hause, einer kleinen zweistöckigen Villa, die offenbar weit jüngeren Ursprungs war als der Park. Es blieb alles still, und niemand ließ sich sehen. In dem rechten Flügel des Hochparterres, an den sich ein Wintergarten zu schließen schien, waren ein paar Fenster erleuchtet, das zweite Geschoß war dunkel.

Ehe ich dem Mädchen auf die Freitreppe folgte, hielt ich einen Augenblick an. Wieder schossen mir

jene Gedanken durch den Kopf — meine Augen brannten — mein Herz klopfte rascher. Seltsame, abenteuerliche Bilder wirbelten an mir vorüber, und dann kam es wieder schwarz und dräuend wie das Verbrechen. Wohin wurde ich denn geführt? Wie geheimnisvoll war das alles! Geheimnisvoll — daß ich in der Nacht zu einem Patienten geholt und, um einen Umweg zu sparen, durch die Hinterpforte ins Haus gelassen wurde! Mein Blut war erhitzt — das war alles. Und dazu die stille Winternacht — das Rieseln des Schnees — die alten hohen Bäume! Und wenn ich nun ins Haus trat, dann würde ich wohl gar längst bekannte Räume sehen, und die Stimme eines Kranken würde aller Romantik ein Ende machen.

Rasch sprang ich denn auch die paar Stufen empor und sah mich in dem spärlich erhellten Vestibül um. Dunkelgrüne, durch tiefrote Pilaster unterbrochene Wände, Gruppen von Blattpflanzen, ein paar hohe Bronzestatuen — ich konnte mich nicht entsinnen, wo ich war. Das Mädchen hatte mir inzwischen Hut und Rock abgenommen, und nun fragte ich sie, zu wem ich denn eigentlich gerufen sei. Sie aber hatte inzwischen schon die Klinke einer hohen Flügelthür aus dunkelm Eichenholz ergriffen und sagte, während sie die Thür zur Hälfte öffnete, als hätte sie meine Frage nicht gehört oder fände es nicht für nötig, sie zu beantworten: „Die Frau Doktor wird sogleich erscheinen.“

Die Frau Doktor — wer war das? Wie ein Blitz fuhr es mir in die Seele, daß Stephan Bartok bisweilen mit „Herr Doktor“ angesprochen wurde, ob-

wohl er seine Studien nicht vollendet hatte. Er war eitel, hörte es gern, und diejenigen, die seiner bedurften, wußten das. War die Frau Doktor — Regine? Befand ich mich in ihrem Hause?

Es überlief mich heiß und kalt, und alles tanzte vor mir. Ich sah die schlanke, hohe Gestalt, das schöne Marmorgesicht, die schwarzen Augen mit diesem Blick voll heimlicher Freude, voll Zärtlichkeit und Sehnsucht. Und dann wie sie mir die Hand zum Gruße reichte, wie aller Stolz und alle Härte plötzlich von ihr abfielen, wie sie errötete — mein Gott, war ich toll, oder war ich im Begriffe, es zu werden? Regine — war es denn möglich, daß ich bei Regine war — daß alles so kommen sollte — daß ich wirklich hinabsank in diesen mit berauschenden Nebeln erfüllten Abgrund? Hatte ich Opium genommen, oder war ich wirklich bei Regine?

Zögernd schritt ich in dem kleinen Salon weiter, und bei jedem Schritt, den ich auf dem weichen Teppich machte, war es mir, als müßte ich versinken in diesen Nebeln, niedersinken in ein Märchenland phantastischer Riesenblüten, in deren verzehrendem Atem ich verging. Eine heiße, feuchte Luft erfüllte den Raum, und manchmal wehte es wie ein leiser Strom eines fremden Duftes vorüber. Und dann fühlte ich einen heißen Atem, hörte das Knistern der Seide — und wieder und wieder diesen Blick — immer diese verwirrend schönen Augen, die sich zärtlich auf mich hefteten!

War ich denn wirklich bei Regine? Oder war alles ein toller Spuk, der in meinen gereizten Hirnzellen sein Wesen trieb? Konnte sich nicht jeden Augen=

blick dort die Thür öffnen und ein Mütterchen mit vertrockneten Wangen und grauen Schmachtlocken eintreten, und mußte ich mich dann nicht vor mir selber schämen? Wenn alle Aerzte sich von ihrer Phantasie fortreißen ließen, wie ich, was kämen da für Romane zusammen! Wie viel seltsame Situationen führt unser Beruf herbei — verwirrendere und auch gefährlichere Situationen! Ich war nicht nüchtern, nicht kalt, nicht gleichmütig genug — wenn nur die alte Dame mit den grauen Schmachtlocken endlich erschienen wäre!

Ich sah mich wieder um in dem Gemache. Alles war ernst und düster und von geheimnisvollen Schatten umsponnen. Schwere dunkelgrüne Vorhänge hingen von Fenstern und Thüren nieder, Fauteuils und Stühle waren mit demselben Stoff bekleidet. Ein Betschemel aus fast schwarz gebeiztem Eichenholz stand zur Rechten der nach dem Wintergarten führenden Thür, ein Harmonium in derselben Färbung zur Linken. Die Fenster waren mit Butzenscheiben versehen, die Möbel zeigten gotische Formen. An den Wänden hingen in dunkeln Rahmen ein paar auf braunen Grund gespannte Aquarelle, über dem Betschemel stand auf einem Postamente ein altertümliches Madonnenbild, vor dem ein Lämpchen in einem roten Glase brannte.

Wo war ich denn? Wer bewohnte dieses Zimmer? Frau Regine war als sehr religiös bekannt — der Betschemel — mein Gott, wo war ich? Und dann die Aquarelle! Ich mußte ja auch ungefähr in der Gegend sein, in welcher Bartok wohnte. Erst vor kurzem hörte ich gelegentlich, daß er bei einer Versteigerung eine kleine Villa auf der Wieden er-

worben hatte, die mitten in einem alten herrschaftlichen Park stand. War ich in diesem Hause, war ich bei Regine, und warum kam sie nicht?

Ich trat zu einem der hochlehnigen Stühle, und im Begriffe mich zu setzen, bemerkte ich eine dunkle Stoffmasse auf demselben. Ich hob sie auf und erkannte einen mit Pelz besetzten Baschlik, wie sie damals Mode waren. Langsam entfaltete ich ihn, meine Hände zitterten dabei, und eine jähe Hitze flog über mein Gesicht. Es war mir, als hätte ich das Haupt dieser Frau berührt, als wären meine Finger über das weiche Haar gestreift, und wie ein Irrlicht zitterte ihr Blick wieder vor meinen Augen.

War es ein Zufall, daß der Baschlik meinen Lippen so nahe kam wie das Gesicht einer Frau, das man küßt? War die krankhafte Erregung meiner Nerven schon so weit gediehen, daß das kein Zufall war? Hatte ich den Baschlik wirklich geküßt in dem Taumel eines Berauschten, eines Sinnlosen? Ich weiß nur, daß ich bei der Berührung meiner Lippen mit dem weichen Pelzwerke plötzlich zusammenschrak, und daß in demselben Augenblick die nach dem Wintergarten führende Thür aus dem Schloß sprang.

Ich ließ den Baschlik fallen und wandte mich um. Aber es war nicht Regine — es war auch nicht die alte Dame mit den grauen Schmachtlocken und den verwitterten Zügen. Die Thür war aufgesprungen, aber sie wurde nicht geöffnet. Ein feiner, kühlerer Luftzug trat durch die enge Spalte, aber alles blieb still. Offenbar war niemand hinter der Thür, und die Klinke war zufällig aufgegangen.

Nun hob ich den Baschlik wieder auf, faltete ihn sorgsam zusammen und legte ihn dann auf denselben Stuhl, von dem ich ihn eine Minute zuvor genommen hatte.

Warum kam denn die Frau Doktor nicht, warum ließ man mich so lange warten, nachdem man so dringend nach mir begehrt hatte?

Plötzlich wich ich erschrocken einen Schritt zurück, um dann wie erstarrt stillzustehen.

Ich dachte ja an Regine, ich hatte sie erwartet — und doch kam es wie ein Schlag und dann wie eine Lähmung über mich, als sich die Thür öffnete und sie vor mir stand.

Sie trug ein weißes Nachtgewand, und ihr schwarzes Haar floß wie ein Mantel um ihre Schultern. Die hohe Gestalt mit dem wunderschönen blassen Gesicht sah aus wie eine Erscheinung aus einer fremden Welt. Nur wie von einem Blitz erleuchtet sah ich sie, und dabei war es mir, als wäre ein herb-schmerzlicher, leidender Zug in ihr Wesen gekommen, als müßte sie wirklich eine Kranke sein. Dann aber sah ich nichts mehr, feurige Wolken rasten vor meinen Augen vorüber, die hohe Gestalt dort schien zu schwanken, ich wollte ihr zu Hilfe eilen, sie vor dem Falle bewahren — aber schwankte ich nicht selber? Hatte mich nicht selber der Schwindel erfaßt, fühlte ich nicht den Boden unter mir weichen? Und welcher Trug vor den Augen, welches Hämmern im Kopf! Unwillig über meine Schwäche suchte ich mich gewaltsam aufzuraffen, aber es gelang erst in dem Augenblicke, als die Thür des Wintergartens so heftig aufgestoßen wurde, daß ein

paar Scheiben zersprangen und die Glastrümmer klirrend zu Boden fielen.

Was war das? Wurde der Spuk denn immer toller? War ich ein Wahnsinniger, oder was sollte das alles bedeuten?

Da stand Bartok, mit geballten Fäusten, wildgehender Brust und unheimlich glühenden Augen, in einer Stelluug, als hielte nur eine Riesenkraft ihn zurück, uns mit diesen Fäusten zu Boden zu schlagen. Was für ein entsetzliche Wildheit lag in dem braunen, wollhaarigen Barbarengesicht mit den geschwellten Stirnadern, den aufgeworfenen Lippen und den glühenden Augen! Es war die Wut eines Raubtiers, das auf sein Opfer springen möchte, aber das Gitter seines Käfigs vor sich sieht.

Hatte ich also doch nicht geträumt, hatte mich dieses fiebernde Blut doch nicht getäuscht? Oder lag hier ein unseliger Irrtum vor?

Jedenfalls war es ein vor Eifersucht Toller, dem ich hier gegenüberstand, und jetzt wußte ich auch, warum die Thür aufgesprungen war, als ich den Baschlik mit meinen Lippen berührte. Er hatte mich beobachtet — hatte alles gesehen!

Unwillkürlich schweiften meine Augen zu Regine, die totenbleich, starr, die Hand an das Wandgetäfel klammernd, neben der Thür stand und mit dem Blick einer jäh aus einem entsetzlichen Traum Erwachenden auf uns starrte.

Und dann sah ich plötzlich eine wilde Freude, einen fanatischen Hohn in Bartoks Augen aufleuchten, und seine Lippen verzogen sich zu einem hämischen

Grinsen. Nie in meinem Leben mehr habe ich ein so teuflisch verzerrtes Menschenantlitz gesehen.

Und dann ein Fluch — abscheuliche, schmähliche Worte — ein Angstschrei Reginens — ich bin nicht im stande, das alles so schnell zu schildern, als es sich vollzog. Der Eintritt Bartoks mußte fast unmittelbar nach dem Reginens erfolgt sein, dann eine Sekunde, daß seine rohe Gewaltnatur hervorbrechen wollte, und dann die hämische Freude, der Hohn, die Flut beleidigender Worte.

Jetzt erst erwachte der Mann in mir wieder und heftig unterbrach ich ihn.

„Herr Bartok," sagte ich, „erklären Sie mir, was das bedeuten soll! Hier kann nur ein unseliger Irrtum —"

Er lachte laut auf, gellend, daß ich vor Empörung kein Wort fand.

„Ein Irrtum! Wollen Sie mich zum Narren haben? Kennen Sie den Baschlik dort, Herr Doktor Burg? Wer hat ihn noch eben geküßt? Hahaha!"

„Herr Bartok — Sie täuschen sich — aber wenn Sie sich für verletzt halten — ich stehe zu Ihrer Verfügung. Quälen Sie nicht eine schuldlose Frau —"

„Schuldlose Frau! Und das — das, Doktor Burg?!"

Er hatte einen kleinen Karton aus der Tasche gezogen und schlug mit der geballten Faust darauf.

„Ist das Ihr Bild oder nicht? Soll ich Ihnen sagen, wo ich es gefunden habe? Wollen Sie wissen, wer es gemalt hat? Nun, Heilige, sprich doch, habt ihr denn keine Worte, keine Lügen? Das ist ja gar

nicht der Doktor Burg — eine Aehnlichkeit — bah! Eine Kopie aus dem Museum — wie? Oder ein echter Rafael — ein Christus — irgend ein Kopf, was weiß ich! Warum heiratet man denn ein Weib? Weil man trunken ist, blind, ein Dummkopf. Merken Sie sich das, Herr Doktor Burg, und wenn Sie heiraten, heiraten Sie Geld, Geld, nichts als Geld in sicheren Papieren. Das betrügt nicht, das ist Ihr Eigentum, damit sind Sie ein großer Mann — aber heiraten Sie keine arme Dirne um ihres Gesichtes willen, die wird Sie betrügen auf Schritt und Tritt, und jedem wird sie es machen, wie sie es dem ersten machte. Adieu, Herr Doktor — gehen Sie — es könnte mich sonst der Gedanke überkommen, daß auch Sie schuldig sind — bah, ein Mann kommt nicht, wenn ihn die Frau nicht ruft — recht, recht, aber gehen Sie —"

„Hören Sie mich, Herr Bartok!" unterbrach ich ihn bittend, „hören Sie Ihre Frau —"

„Die Dirne wird schweigen und Sie werden gehen —"

„Herr Bartok, das ist infam —"

„Und das ist mein Haus, Herr Doktor Burg!"

Regine warf sich zwischen uns. Ein bittender Blick — „gehen Sie!" flehte sie, „gehen Sie!"

„Erst wenn ich —"

„Sie können mir nicht helfen — es ist umsonst — gehen Sie! Hier ist alles zu Ende, Sie können niemand helfen."

Er lachte wieder.

„Da hören Sie es ja! Sie will mich nicht mehr betrügen, sie wird nun gehen. Aber hüten Sie sich

vor ihr, Herr Doktor Burg! Ich könnte Sie niederschießen — aber Sie wird Ihnen Aergeres anthun ... niederschießen — gehen Sie, Herr Doktor Burg —"

Er stampfte mit dem Fuß auf den Boden — wieder ein flehender Blick Reginens! Mein Hirn war wie gelähmt — ich vermochte mich nicht mehr zurechtzufinden. Wurde ich zur Thür hinausgeschoben — ging ich selbst — ich weiß es nicht. Aber nie habe ich tiefer die Scham über meine Schwäche, über meine Unfähigkeit, rasch zu handeln, empfunden, als in diesem Augenblicke, da ich nun wie ein gedemütigter Schulknabe vor der Thür stand.

Was für eine jämmerliche Rolle spielte ich hier und wie konnte ich gehen, ohne Genugthuung, ohne Aufklärung erlangt zu haben!

War ich denn nicht gerufen worden — kam ich denn nicht als Arzt? — Nur ein unseliger Irrtum konnte diese Wendung herbeigeführt haben.

Durfte ich dieses Haus verlassen, ehe das Dunkel gelichtet worden?

Ich war jetzt wieder im Besitz meiner Sinne, ich wußte, wie alles gekommen war — mein Gott, wenn man wieder draußen vor der Thür steht, kommt es dann nicht immer sofort wie eine Eingebung, was man hätte thun sollen?

Aber diesmal taugte die Eingebung nichts. Wenn ich auch die Zofe herbeischleppen ließ, wenn sie auch bezeugen mußte, daß sie es war, die mich geholt hatte, die nach dem Arzt geschickt worden war — was weiter?!

Wer anders konnte sie geschickt haben als Regine? Welcher Verdacht fiel dann auf sie!

Ein Irrtum war ja gänzlich ausgeschlossen. Der Wagen hatte vor meinem Hause gehalten, sie hatte ausdrücklich nach Doktor Burg gefragt und dann hatte sie mich in das Haus geführt. Und wenn Regine wirklich einen Arzt benötigte, warum hatte sie nach mir geschickt, warum gerade nach mir?

Und dann das Bild — der kleine Karton! Ich hatte ihn nur flüchtig gesehen, aber ich konnte nicht daran zweifeln, daß es mein Bild war. Sollte das eine Künstlerlaune sein — eine Skizze — eine Studie? Unmöglich — wenn es mein Bild war, von ihr gemalt, dann war es mehr!

Jener Blick — wie konnte ich ihn vergessen? Jener zärtliche, sehnsüchtige Blick! Und wie wir uns gegenüberstanden im Salon der Frau von Waldstein, wie sie mir ganz anders als andern die Hand reichte — wie sie mir in die Augen sah — wie sie errötete!

Diese Begrüßung, dieser Blick, dieses Bild, die Sendung nach mir, wie konnte das alles vom Zufall zusammengewirbelt worden sein! Es gab keine andre Erklärung dafür als die eine — daß diese Frau mich liebte.

Und doch war etwas in mir, das sich gegen diese Erklärung sträubte. Wenn ihr Herz in Leidenschaft zu mir entbrannt war, dann konnte ein Blick, ein Lächeln, ein Erröten sie verraten, dann konnte sie in einsamen Stunden sich mit meinem Bilde beschäftigt haben — aber es war unmöglich, daß sie ihre Zofe zu mir schickte, wenn sie eines Arztes bedurfte.

Regine konnte keine jener Frauen sein, von denen man wohl in Romanen liest, die mir aber im Leben

noch nie begegnet waren. Diese hoheitsvolle, königliche Erscheinung mit dem stolzen, verschlossenen Wesen, diese unnahbare Frau, die einen Betschemel in ihrem Zimmer hatte und religiöse Bilder malte — nein, es war unmöglich! Regine konnte ich nicht treffen, wenn ich auf Aufklärung bestand und Bartok zwang, daß er mich der Zofe gegenüberstellte. Sie war unschuldig, und es war meine Pflicht, den Schleier von diesen seltsamen Vorgängen zu ziehen.

Schon ruhte meine Hand wieder auf der Klinke, aber ein Geräusch, das vom Stiegenhause herzukommen schien, machte mich stutzig. Vielleicht kam da das Mädchen, die Zofe, dann wollte ich sie auf der Stelle festhalten.

Ich wandte mich um, aber nirgends war ein lebendes Wesen zu sehen und alles blieb still. Das Vestibül war spärlich erhellt wie früher und das Gasflämmchen flackerte unruhig hin und her, als ob es jeden Augenblick verlöschen wollte. Die nach dem Garten führende Glasthür war aufgegangen und auf dem dunkeln Mosaikboden hatte sich zu Füßen des Spaltes bereits ein kleiner Schneehügel gebildet, von dem aus Wasserfäden nach dem Innern des Vorplatzes zogen.

Nachdenklich betrachtete ich den kleinen weißen Hügel. Ich war wieder schwankend geworden und dachte, ob es nicht besser sei, zu gehen und dann am Morgen wieder zu kommen. Die Tageshelle beruhigt die Leidenschaften, da ließ sich mit Bartok gewiß leichter sprechen, da fand ich ihn vielleicht bereit zu einer ruhigen Untersuchung des Vorfalles.

Und Regine? Was würde sie inzwischen leiden!

Freilich hatte sie mich selbst gebeten, zu gehen — vielleicht kannte sie Bartok besser als ich, fürchtete ihn weniger und hatte mir den Rat nur gegeben, um den erregten Mann leichter besänftigen zu können. Aber der Gedanke an sie wollte mich doch nicht verlassen und ich zögerte aufs neue. Wenn er sie quälte, mißhandelte, tötete! Und ich war im Begriff, mich davonzuschleichen wie ein jämmerlicher Feigling.

Da ließ sich abermals jenes Geräusch hören — diesmal deutlicher — und nun zweifelte ich nicht länger, daß es vom Stiegenhause herkam. Es waren Schritte — als ob jemand langsam die Treppe herabkäme, horchte und dann wieder weiter ging. Die Schritte kamen näher und näher, ein Lichtschimmer schwankte durch das Dunkel, und endlich erblickte ich Aranka Bartok, die im Nachtgewande, eine Kerze in der Hand haltend, die Treppe herabkam.

„Um Gottes willen!" rief sie mir mit gedämpfter Stimme entgegen. „Sie sind noch hier? — Gehen Sie, gehen Sie, ehe noch Schlimmeres geschieht!"

„Sie wissen, was vorgefallen? — Alles —?"

„Alles. Deshalb bitte ich Sie inständigst — gehen Sie!"

„Ich kann nicht. Ich muß Ihren Bruder sprechen. Ich muß Aufklärung haben über dieses Dunkel — ich kann es nicht dulden, daß eine arme Frau gequält wird —"

„Und ich bitte Sie eben dieser armen Frau wegen — gehen Sie!"

„Sie ist in der Gewalt eines rohen Menschen."

Sie lachte verächtlich. Galt dieses Lächeln mir —

galt es Bartok — galt es Regine —? Ich weiß es nicht.

„Es wird ihr kein Haar gekrümmt werden,“ sagte sie dabei. „Uebrigens bin ich hier,“ fuhr sie dann fort, „und Sie werden mir wohl so viel Courage zutrauen, daß ich es zu keinen Gewaltthaten kommen lasse — und so viel Klugheit. Ganz abgesehen davon, daß mein Bruder meine Klugheit nicht braucht — er hält sich selber für klug genug — er will keinen Rat hören — aber was verplappere ich mich da! Es ist nicht nötig, daß wir hier gesehen werden — Sie sollen alles erfahren, was Sie wissen müssen — von mir. Ich bin eine Frau — mit mir werden Sie besser davon sprechen können — Sie werden alles erfahren. Machen Sie sich auch keine Sorgen! Wer weiß, ob es nicht gut ist, daß es so gekommen, ich glaube, daß sich alles ganz schön lösen wird. Aber jetzt gehen Sie — in Reginens Namen bitte ich Sie —“

„In Reginens Namen — sagen Sie mir nur eins —“

Sie zuckte die Achseln.

„Das, Herr Doktor, geht mich nichts an, das ist Reginens Sache. Schließlich bin ich nicht allein ihre Freundin, sondern auch die Schwester meines Bruders. Aber über das andre müssen wir morgen reden — das muß ich Ihnen sagen, damit Sie wissen, wie die Sachen eigentlich stehen.“

„Morgen — morgen, wollen Sie?“

„In der Stephanskirche wollen wir uns treffen, wenn es Ihnen recht ist. Gehen Sie durch den Haupteingang, dort will ich irgendwo warten. Um zehn

Uhr — oder wir wollen's früh machen — um neun. In der Stephanskirche also um neun Uhr. Und jetzt gehen Sie — rasch — und machen Sie keine Dummheiten mehr! Es ist gut so, wie es gekommen ist, gut für alle. Wenn man sich nicht gern hat, soll man auseinander und zu dem gehen, den man gern hat. Also adieu, Herr Doktor!"

Sie wartete meine Entgegnung nicht ab, winkte mit der Hand und eilte dann rasch die Treppe hinauf.

Was sollte ich nun thun? Was hießen die Worte Arankas andres als: Bartok und Regine lieben sich nicht — sie werden sich trennen — und Regine — sie liebt dich? Das war das eine. Aber was war das „andre"? Was wollte sie mir morgen in der Stephanskirche enthüllen? Wie sollte sich dieses Gewirre von Dingen lösen, die nicht zusammenstimmen wollten, man mochte sie auch nach allen Seiten wenden und drehen?

Uebrigens war es nun jedenfalls das Beste, zu gehen und den Bericht Arankas abzuwarten. Um neun Uhr sollte ich sie in der Stephanskirche treffen und dann konnte ich ja sofort Bartok aufsuchen. Daß er Regine gegenüber keinen Gewaltakt begehen würde, das glaubte ich nun selbst.

Also fort! Rasch nahm ich Hut und Stock, und dann verließ ich das Vestibül nach dem Parke zu. Ich fand leicht den Weg, den wir gekommen waren, und das Pförtchen war nur angelehnt, ohne daß der Drücker ins Schloß gefallen war.

Warum diese Hinterwege, und warum hatte die Zofe die Thür offen gelassen?

Wie ein Nachtwandler schlich ich dahin, und nur wenn der Schall einer Turmuhr, das Knarren eines Thores, der rasche Schritt eines nächtlichen Wanderers mich zur Besinnung riefen, suchte ich mir Rechenschaft zu geben über den Stadtteil, in dem ich mich befand, um dann die Richtung nach Hause einhalten zu können. Es schneite noch immer, nur daß die Flocken wieder dünner fielen und ein leichter Wind sich erhoben hatte, der sie wirbelnd vor sich her trieb. Mir war bei alledem, als ob ich noch halb im Traume wäre, als ob nichts von den Bildern sich wirklich ereignet hätte, die sich in meinem Gehirn jagten. Der Salon bei Frau von Waldstein — Regine, wie sie mich ansah, mir die Hand drückte — und dann wieder sie, totenbleich, im weißen Nachtgewande, die schwarzen Haare wie ein Mantel um ihre Schultern fallend — das Zimmer in seinem Dämmerlicht, mit seinen dunkeln Möbeln, seinem Betschemel und seinem Madonnenbilde — der Baschlik, den ich an meine Lippen drückte — und dann das hohnverzerrte Barbarengesicht, dieser Mann mit den geballten Fäusten, den glühenden Augen und dem boshaften Lachen — und dann wieder Aranka — Martha — Frau von Soden — meine Mutter! Ja, meine Mutter! Warst du wirklich nur ein Schattenbild, du liebes, treues Gesicht, der Traum eines armen Knaben, der sich in Sehnsucht verzehrte? Und Martha — Martha — sie war kein Traum! Warum kam sofort Martha, wenn mir das Bild der alten Frau erschien? Oder war Martha die alte Frau? Alles verwirrte sich in mir — aber es waren dieselben gütigen blauen Augen mit dem

beruhigenden Blicke, es war dasselbe milde Lächeln, dieselbe zärtliche Stimme — war Martha meine Mutter oder was sonst — oder war das schon der Wahnsinn in mir? Oder sind wir alle wahnsinnig — Spielbälle dunkler Kräfte, Marionetten, die von einer unsichtbaren Hand gezogen werden und dabei sich gegenseitig Verbeugungen machen, sich gegenseitig belügen, die Kräfte verleugnen, denen sie gehorchen müssen, bis diese bald da bald dort durch die heuchlerischen Lappen hervorlugen und aus der Komödie eine Tragödie wird! Menschen, Menschen, was für ein toller Mückentanz in diesem Eintagsleben — und was für ein tolles, großes, wunderbar großes Ding in der Brust, das mächtiger sein will als die Hand, die die Kräfte lenkt, und das sich nur so tief verirrt und verwirrt, weil es einen göttlichen Traum träumt!

So grübelte und phantasierte ich, bis mich der erwachende Tag wieder nüchtern machte. Nichts zerstäubt rascher alle diese Märchenschleier, als die kalte Helle, die plötzlich durch die Fensterladen in unsre dämmrige Stube dringt, als dieser klare Sonnenschein, vor dem keine Spukgestalten Bestand haben. Nun verdroß es mich plötzlich, daß ich Aranka Bartok das Versprechen gegeben hatte, mit ihr in der Stephanskirche zusammen zu treffen. Ich wollte diese jämmerliche Rolle nicht weiter spielen — ich wollte auch nichts von Regine. Was ging sie mich an? Liebte sie mich — ich liebte sie nicht; ich konnte sie nicht lieben. Warum sollte ich nun plötzlich mir selber untreu werden und mich in die dunkeln Irrgänge der Welt verlocken lassen? Aber der häßliche, nüchterne

Egoismus dieses Gedankens kam mir bald zum Bewußtsein. Es handelte sich ja nicht um ein gewöhnliches Abenteuer, und ich mußte mir zum mindesten Beruhigung verschaffen, daß nicht eine unselige Verkettung von Zufällen dem Schicksal dieser Frau eine traurige Wendung gab. Ich mußte mich wappnen gegen die Versuchungen und Gefahren, die noch an mich herantreten mochten, aber ich durfte vor denselben nicht feige zurückweichen. Das Dunkel sollte gelichtet werden, was immer sich mir auch drohend entgegenstellte.

* * *

Lange vor neun Uhr schon verließ ich meine Wohnung, um mich zu dem Stelldichein mit Aranka Bartok zu begeben. Das Wetter hatte sich inzwischen geändert. Der Wind war kräftiger geworden, die Sonne schien warm von dem nur wenig bewölkten Himmel, der Schnee begann zu schmelzen, und von den Dächern flog eine Lawine nach der andern. In dieser Stunde ist der Verkehr in den Straßen am lebhaftesten. Die Geschäftsleute und Beamten eilen nach ihren Büreaus, die Nähmädchen nach ihren Ateliers, die Commis nach ihren Magazinen. Milch- und Gemüsekarren, Fleischerwagen und Hundefuhrwerke mit allerlei Viktualien drängen sich zwischen Omnibusse, Pferdebahnwaggons und Komfortables. Die geputzten Damen, die Bummler, die eleganten Gefährte fehlen gänzlich. Alles hat ein seltsam geschäftiges, nüchternes Aussehen, man lebt in der Welt, die arbeitet und nichts zu kennen scheint als pünktliche Erledigung der Geschäfte, einer Welt, die keine andre Sorge hat als die um den sogenannten

Kampf ums Dasein, einer Welt, die allein regiert wird vom Hunger — wenn das Augenblicksbild nicht täuscht.

Es verursacht eine merkwürdige Empfindung, wenn man in einem Zustande, ähnlich dem meinen, in diese Welt gerät. Man glaubt von einem andern Stern zu kommen oder von der Erde auf den Mond geraten zu sein. Ich erinnere mich eines Kollegen aus meinen Studentenjahren, der eines Tages mit einem Mädchen, dessen Eltern das Verhältnis zwischen den beiden nicht dulden wollten, die Flucht ergriff. Als ich ihm lange nachher wieder begegnete, erzählte er mir, daß er in seinem ganzen Leben keine seltsamere Empfindung gehabt, als jene, da er an der Seite seiner Geliebten durch die Geschäftswelt der Frühstunden, durch dieses Ameisengewirre dahinfuhr. So mächtig war dieser Eindruck, daß sein Unternehmen ihm plötzlich alles Reizes entkleidet wurde und ihn bereits die Reue überfiel, als thäte er etwas, das einem Menschen ganz und gar nicht zustände. Und doch — und doch! Was verbirgt sich in den Tiefen dieses Ameisenhaufens! Wie launisch kreuzen sich noch immer die Geschicke in dieser Welt, die nichts als Regel und Ordnung zu sein scheint! Nein, so lange es Menschen gibt, wird es auch Romane geben, und wie verächtlich die gestrengen Herren, die für solche Dinge keine Zeit haben, auch die Nase darüber rümpfen — vielleicht stehen sie ahnungslos mitten in einem solchen Roman, den sie günstiger zu wenden vermocht hätten, wäre ihre Phantasie nicht verschrumpft und verkümmert oder gewaltsam getötet worden. Es gibt auch noch andre Dinge, die wahr sind, außer jenen, über die wir bei jedem Schritte

stolpern, und wehe dem, der für nichts andres Augen hat, als für das enge Stück Werkeltagswelt, das ihn alltäglich umfängt.

Solche Gedanken machte ich mir damals nicht. Auch ich erlag jenem seltsamen Eindruck und fühlte mich gewissermaßen im Zwiespalt mit dieser Welt. Da krabbelten die Ameisen auf und nieder, alle ihre Last auf dem Rücken, die eine ein Stückchen Holz, die andre eine Fichtennadel, die dritte die Flügeldecke eines toten Käferleins. Ein Summen und Surren — Arbeit, die ewige Melodie —, immer dasselbe Lied, immer dieselbe Geschäftigkeit. Und daneben der praktische Arzt Doktor Bruno Burg, der den Fortsetzungen seines nächtlichen Abenteuers entgegengeht. Ein Glück für meine Patienten, daß sie mir in der Mehrzahl bereits untreu geworden waren.

Und da kam nun auch noch ein Mensch daher, dem ich am liebsten aus dem Wege gegangen wäre. Aber es war zu spät — ich konnte nicht an ihm vorübergehen, ohne ihn zu beleidigen.

Es war der Baron Hilmar von Schwenck, ein Bummler, den die halbe Stadt kannte, und dem man häufiger noch als in den Salons auf dem Turf, hinter den Coulissen der Vorstadttheater und in den Cafés chantants begegnete. Er stammte aus Schlesien, aus einer alten, sehr angesehenen Familie, that aber seinerseits nicht das Geringste, um den Ruhm seines Geschlechtes zu fördern, und war in seinen Verhältnissen — wie man in seinen Kreisen zu sagen pflegte — „stark reduziert". Er hatte das mittlere Lebensalter fast überschritten, und seinem welken, grünlich schim-

mernden Gesichte verlieh nur der kühn aufgewirbelte schwarze Schnurrbart und die an der Spitze stark gerötete Nase einige Frische. Seine hagere, aber durch einen kleinen Embonpoint verstärkte Gestalt steckte in einem kurzen hellgrauen Winterrock, und ein glänzend schwarzer Cylinder saß, etwas nach links geneigt, auf seinem Kopfe, der über den Ohren mit zwei nicht weniger glänzend schwarzen „Sechsern" geschmückt war. Im linken Auge trug er ein Monocle, unter dem Arm ein mit einem silbernen Doggenkopf versehenes Spazierstöckchen. Die Hände hatte er in den Rocktaschen, und mit den Beinen schlenkerte er hin und her, als wäre er noch immer Lieutenant und der Kavalleriesäbel baumelte an seiner Seite.

Als er mich erblickte, blieb er stehen, spreizte die Beine auseinander und streckte mir zwei Finger seiner linken Hand entgegen.

„Tschau, lieber Doktor!" sagte er. „Schon wieder auf der Patientenjagd?"

„Ich bin verwundert, Sie um diese Stunde zu sehen, Herr Baron," erwiderte ich.

„Habe mich ein wenig verspätet. Ich gehe jetzt heim, schlafen. Gefällt Ihnen nicht — was? Ja, ihr Doktores habt gut reden! Ratschläge geben ist keine Kunst, aber kurieren, wenn's an den Kragen geht, da sitzt der Hase im Pfeffer. Na, wollte Sie nicht beleidigen. So lala lala beneide ich euch immer. Es ist doch ganz verteufelt, mit schönen Frauen auf solchem Fuß zu stehen. Aber Spaß à part — ich habe da eine Sache — war mir ganz lieb, Sie zu treffen. Ich möchte gern so ein bißchen Anatomie mitmachen.

Wo kann man das? Habe schon verdammt viel gesehen in der Welt, aber noch keine Sektion."

„Das wird schwer gehen," entgegnete ich lächelnd.

„Ah bah, wird sich schon machen lassen — denken Sie nur an mich, wenn grade was los ist! Würde mich amüsieren, so was auch mal zu sehen. Also ich rechne auf Sie, Doktor —"

„Wenn sich die Gelegenheit bietet —"

„Na dann ist's gut. Schicken Sie mir nur ein Billet ins Café Pfob — das ist am sichersten. Ich ziehe noch immer stark und weiß im Moment gar nicht, wo ich eigentlich wohne. Uebrigens à propos — sagen Sie, ist die Geschichte fertig mit Dubinsky? —"

„Graf Dubinsky?"

„Ja. Ich meine die Geschichte mit der Sodenschen. Na, die Martha ist ein hübsches Mädel geworden, und von der Tante soll sie eine Million erben. Da kann sich einer rangieren."

Mir war das Blut wie in einem Strome nach dem Kopf geschossen, und ich fand nur mühsam die Sprache.

„Graf Dubinsky?" sagte ich, „das ist ja nicht möglich."

„Sie kennen ihn näher?"

„Er war mein Patient."

„Und hat Sie nicht bezahlt — wie? Damit soll's bei euch Doktores ja immer hapern. Na, nur Geduld, wenn er die Million hat, bezahlt er Sie, die Dubinskys bleiben keinem was schuldig, wenn sie Geld haben! Uebrigens hat er mir da auch was erzählt von einem alten wertlosen Bergwerk — nichts zu machen damit — zu viel Wasser. Unbändig viel Wasser! Da sagte ich

ihm: Bah, mach einen Kurort daraus! — Wär' eine Chance für Sie, Doktor — Kurdirektor, was?"

„Dubinsky," stammelte ich, „und Martha — unmöglich!"

„Papperlapapp, Doktor, das muß ich besser wissen. Hab' es vom jungen Soden selbst — es ist alles fix und fertig — na, das Trauerjahr wird natürlich abgewartet, aber stille Verlobung soll's dieser Tage geben. Und hol mich der Teufel, der Name Dubinsky ist eine Million wohl wert, und wenn sein Schwager Minister wird — ich sage Ihnen, Doktor, die Soden sind Füchse, die machen kein schlechtes Geschäft, auf Ehre! Na — vergessen Sie mir auch nicht die Anatomie, Doktor — Tschau!"

Er reichte mir wieder die zwei Finger seiner Linken, salutierte mit dem Spazierstöckchen und schritt dann langsam nach dem Graben zu weiter.

In meinem Kopf hämmerte es wie in einem Mühlwerk. War es denn möglich . . .? Konnte Martha ihre Einwilligung gegeben haben? Wenn der Baron die Wahrheit gesprochen, dann war sie einem Zwange gefolgt, dann war . . .

Ich hatte ihr noch immer nicht geschrieben — was mußte sie von mir denken? Aber konnte ich ihr denn schreiben, ehe das düstere Rätsel, das sich zwischen uns drängte, gelöst war?

Und nun sollte sie diesen Menschen heiraten — diesen Menschen, den ich um so genauer kannte, als ich sein Arzt gewesen war! Ein Schauer überlief mich, und ich sah in eine entsetzliche Zukunft für Martha — durch meine Schuld. Das durfte nicht geschehen, das durfte ich nicht zulassen.

Aber wie sollte ich es verhindern? Ein leerer Einspänner fuhr eben vorbei — den rief ich an und gab ihm den Auftrag, nach dem Telegraphenamt zu fahren. Dort angelangt, schrieb ich schnell die Depesche nieder, die ich inzwischen im Kopfe festgestellt hatte, und dann fuhr ich zurück nach der Stephanskirche.

Als ich dort angelangt war, schlug es eben neun Uhr. Ich trat durch das Hauptportal in die Kirche — Aranka war noch nicht zu sehen. Von einem milden Dämmerlichte erfüllt, lag der riesige Raum vor mir, nur wenig Andächtige saßen zerstreut in den Bänken. Aus der Ferne, von einem Seitenaltar her, klang das Murmeln eines Priesters, das Glöcklein des Ministranten.

Ich war so müde, daß ich mich an einen der gewaltigen Pfeiler lehnte, und dann faltete ich unwillkürlich die Hände. Wie viel Tausende mochten hier schon in ähnlichen Nöten um Gnade und Licht gebetet und vom Himmel Beistand gegen andre und gegen sich selbst erfleht haben! Es liegt ein unendlicher Trost in dem Gedanken, daß ein höheres Wesen die wirren Fäden dieser kleinen Menschenschicksale in Händen halte — ein unendlicher Trost für denjenigen, der daran glaubt. Und welche Sehnsucht nach diesem Glauben müssen oft jene andern empfinden, die das Schicksal der Menschen nur hervorwachsen sehen aus den eignen Seelen! Wie heiß wallte in meinem Herzen die Bitte empor, daß Lug und Trug nicht an den Schuldlosen bestraft würden und ich den richtigen Weg fände durch dieses pfadlose Dickicht!

Martha — Regine — wie seltsam wuchsen diese

beiden Frauen in mein Dasein herein! Eine unheimliche Macht fesselte mich an sie, was sich auch in meinem Herzen auflehnen mochte dagegen, was für Zweifel mich auch quälten, und wie laut eine Stimme, die die Stimme der Vernunft sein wollte, auch in mir rief: Wirf ab die Fesseln und flieh! Regine — die mich liebte — das Opfer eines brutalen Menschen — oder das eines dunkeln Verhängnisses. Und Martha — Martha — sie sollte in ein Leben gedrängt werden, das vielleicht noch trauriger, unendlich viel trauriger werden mußte, als jenes der unglückseligen Frau. Und was hatte ich gethan, um sie zu retten — würde sie auf meine Warnung hören — was sollte ich ihr sagen, wenn sie Aufklärung verlangte? Ehre, Pflicht, Gewissen — was war der richtige Weg? Blendete mich die Leidenschaft, oder hatte ich recht gethan? Wie beneidete ich die Menschen, welche rasch zur That schreiten können, unbekümmert um die Folgen derselben, ohne erst diesen Kampf in sich ausfechten zu müssen, der auch dann noch nicht entschieden ist, wenn man gehandelt hat, und unaufhörlich aufs neue beginnt, nun noch in dem quälenden Bewußtsein, daß es zu spät ist, umzukehren, wenn man geirrt hat!

„Wenn das Gerücht von Deiner bevorstehenden Verlobung mit Graf Dubinsky wahr ist, dann bitte ich Dich um Gottes willen — sage nein! Aufklärung folgt.“

Das hatte ich an Martha telegraphiert. Ich war der Arzt des Grafen gewesen. Ich wußte, daß er an einer entsetzlichen Nervenkrankheit litt. Aber der Arzt ist der Beichtvater seiner Patienten, sein Geheimnis

ist ebenso heilig wie das Beichtgeheimnis. Ich hatte es bereits zur Hälfte verletzt, und die grollende, mahnende Stimme in meiner Brust rief mir jetzt schon zu, daß ich ein Unrecht gethan hatte, und daß ich im Begriff war, ein größeres zu thun. Und doch mußte ich es thun. Konnte ich ruhig zusehen, wie dieses arglose Mädchen in den Abgrund gezogen wurde? War es besser, den Gesetzen der Ehre folgen und einen Menschen unglücklich machen? Nein, ich mußte auf dem eingeschlagenen Wege fortschreiten, welche Folgen dieser Verrat, dieser Vertrauensbruch auch für mich haben mochte.

Und Regine! Warum war ich ihr gegenüber säumiger, als da es sich um Martha handelte? Warum war ich nicht ebenso rasch für sie eingetreten?

Da fiel ein Lichtstrom herein in die Dämmerung — die Thür hatte sich geöffnet, und ich erblickte Aranka.

Schwarz gekleidet, in einer knapp anschließenden Pelzjacke, eine ungarische Mütze auf ihrem hoch emporgekämmten Haar, kam sie auf mich zu. Sie schien erregt zu sein, und ihre Augen blitzten, während ein erzwungenes Lächeln um ihre Lippen spielte.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie warten ließ!" rief sie mir entgegen. „Aber Sie können sich denken, was ich durchgemacht habe. Ich zittere noch am ganzen Körper — was für Menschen, was für Menschen! Und die müssen zusammenkommen!"

„Es ist doch nichts geschehen, was —"

Sie lachte auf.

„Fürchten Sie für Regine? Bah — die ist in Sicherheit. Sie kennen sie nicht und kennen meinen Bruder nicht."

„Ich verstehe nicht, was Sie meinen."

„Das ist ja gerade das Tolle bei der Geschichte, daß sie beide friedlich, in aller Ruhe hätten auseinander gehen können. Hassen sich und wollen sich doch nicht trennen, sind unglücklich verheiratet und haben nicht die Courage, dem Unglück ein Ende zu machen. Nun, kommen mußte es doch — jetzt ist es eben mit Donner und Blitz gekommen. Aber die Augen sind ihnen dabei aufgegangen. Heute früh war Regine verschwunden, ohne auch nur ein Wort zurückgelassen zu haben, und mein Bruder hat sich darein gefügt und seine Reise nach Budapest angetreten. Und das alles hätte sich machen können ohne den geringsten Skandal und ohne die geringste Intrigue!"

„Aber ich, Fräulein, ich — wie kam ich dazu, daß man mich in diese Intrigue verwickelte?"

„Ich könnte Ihnen sagen, auf die unschuldigste Weise. Regine war wirklich unwohl gestern, sie fieberte, sie könnte nach einem Arzt geschickt haben. Vielleicht war es so, vielleicht war sie verwirrt genug, nach Ihnen zu schicken — daß Sie ihr nicht gleichgültig sind, das müssen Sie doch erkannt haben!"

„Und wenn es so wäre — wenn — dann gerade ist es ganz unmöglich, daß diese Frau mich holen ließ. Nein, Fräulein, das werden Sie mich nie glauben machen."

Sie zuckte die Achseln und lächelte spöttisch.

„Ich war auf diese Entgegnung gefaßt," sagte sie. „Regine ist schön, und von schönen Gesichtern denken die Männer immer Gutes. Ja, ja — widersprechen Sie nicht! Was ist denn euer ganzes Geflunker von der Liebe als Heuchelei? Wie viel hat

denn das Herz mit der Liebe der Männer zu thun? Ich kenne das — ich habe Augen im Kopf, und ich habe genug von der Welt gesehen. Ein schönes Gesicht, das ist alles, was sie suchen, und dann wundern sie sich und thun erschrecklich unglücklich, wenn sie einsehen, daß sie sich betrogen haben. Ein schönes Gesicht macht nicht glücklich, bester Doktor — nicht wahr, das hat wohl auch schon mancher Mann gesagt — und doch laufen sie alle, einer wie der andre, den schönen Gesichtern nach, und sieht der Weiseste von ihnen so ein Lärvchen vor sich, dann ist alle seine Weisheit beim Teufel, und er fliegt hinein in sein Unglück, wie der dumme Schmetterling ins Licht. Aber was verplappere ich mich da wieder! Regine ist einer solchen That nicht fähig — hab' ich's erraten? Nun, sie wird es Ihnen sicher auch nicht sagen, wenn Sie jetzt zusammenkommen. O bitte — es wird doch so geschehen, ich müßte die Männer nicht kennen. Regine ist schön, sehr schön, und Sie wissen, daß Sie von ihr geliebt werden — ich möchte den Mann kennen lernen, der da widersteht! Ich bin auch kein Moralfex, lieber Doktor — Regine war die Frau meines Bruders — sie ist es nicht mehr — wenn sie einen andern erwählt, wüßte ich nicht, was dagegen einzuwenden wäre. Also, über kurz oder lang werden Sie beisammen sein, und vielleicht möchte sie dann selbst gern wissen, wer denn nach dem Doktor Burg geschickt hat — wenn sie es nicht war. Und da will ich Ihnen doch reinen Wein einschenken — ich glaube selbst, daß Regine schuldlos ist, wenigstens was diesen Punkt betrifft. Man hat Komödie mit Ihnen gespielt — nichts als Komödie."

Meine Aufregung wuchs, und ich sah ihr gespannt in das verächtlich zuckende Gesicht.

„Komödie?“ fragte ich — „Komödie —? Mit mir — mit Frau Regine?“

Und nun war auch sofort ein furchtbarer Verdacht in mir lebendig geworden, das Blut wallte mir wieder heiß zu Kopf.

„Mir scheint, daß Sie mich erraten haben,“ erwiderte sie. „Damit Sie aber klar sehen, muß ich Ihnen kurz erzählen, wie denn zwischen Stephan und Regine alles stand. Mein Bruder hat sie in Pest kennen gelernt — sie war ein blutarmes Mädel, und ich glaube, daß er nicht daran gedacht hat, sie zu heiraten. Stephan will hoch hinaus, er will reich werden, deshalb hat er sich aufs Spekulieren verlegt. Aber er ist nicht der rechte Mensch dazu, ich glaube, er ist nicht kalt genug oder nicht schlecht genug, was weiß ich! Kurz und gut, wir haben's nicht weit gebracht und werden's so nicht weiter bringen. Aber er hat Glück bei den Mädeln, und damals hatte ich schon das Wort einer Millionärstochter für ihn. Das wär' ein andres Leben gewesen, bester Doktor, dann hätten wir auf das Pack herabgeschaut, wären vierspännig gefahren und hätten Fußtritte ausgeteilt, wo wir jetzt kriechen und schönthun müssen! Da ist aber die Regine dazwischen gekommen, und so geschickt hat sie den Strick gedreht, daß er sich wirklich gefangen und sie geheiratet hat. Aber kaum waren sie beisammen, da ist der Hader schon losgegangen. Die Sprödheit, mit der sie ihn so närrisch gemacht hat, daß er sie wider seinen eignen Willen heiratete,

behielt sie auch nach der Hochzeit bei. Ich kann mir denken, daß ein Mann wütend wird, wenn er sich jede Gunstbezeugung erst erbetteln muß. Erst dacht' ich, dieser Stolz, diese Herbheit, diese Kälte wäre eben ihre Natur — jetzt sehe ich ein, daß der Fall anders liegt. Der gute Stephan war nicht der Rechte, sie hat nie zärtlich für ihn gefühlt, ihn nie geliebt, sie hat ihn nur aus Berechnung geheiratet oder, seinem Drängen nachgebend, in einem unseligen Irrtum. Und so mußte eben alles so kommen: da der kalte Marmor, dort der Hitzkopf, da der empfindliche, gleich beleidigte Stolz, dort ein Mann, der keine Lust hat, seiner wilden Natur die Zügel anzulegen; da das blutarme Ding und dort ihr Mann, der nur kämpft und kämpft, und dabei immer denken muß, daß ihm doch nicht das Glück ins Haus gekommen ist, obwohl er ein armes Mädchen statt der reichen Braut genommen hat. Stellen Sie sich das nun vor und sagen Sie, ob die Zerwürfnisse nicht immer häufiger, die Beleidigungen nicht immer bittrer werden, ob sich diese beiden nicht endlich hassen mußten? Ich habe manches miterlebt, was jedem die Lust zum Heiraten vertreiben möchte, ich bin immer in der Mitte gestanden und schlichtete beständig — umsonst. Als ich dann eingesehen hatte, daß es zum Bruch kommen muß, sagte ich ihnen auch: geht in Frieden auseinander. Aber dagegen haben sie sich beide gesträubt. Bei meinem Bruder war noch ein Rest von Liebe — bei ihr war es Berechnung, Stolz, Eigensinn, Trotz — was weiß ich! Das Ende aber — Sie wollen das Ende wissen, nicht wahr? Nun denn, bester Doktor,

die Verhältnisse meines Bruders sind derart, daß er eine reiche Braut sehr gut brauchen könnte. Brausen Sie nur nicht auf — er ist nicht so schlimm, als Sie nun gleich denken — er ist nur klüger geworden, das ist alles. Er ist dahinter gekommen, daß Regine eine Neigung zu Ihnen gefaßt hat, und leidenschaftlich, wie er ist, hätte er sie zu einer andern Zeit vielleicht niedergeschossen. Aber man lernt in der Welt seine Leidenschaften beherrschen — auch die guten, Herr Doktor, auch die guten! — man wird klug, teuflisch klug in dieser Welt voll Gemeinheit, in der man ja doch der Betrogene ist, wenn man nicht der Betrüger sein will, in der man endlich doch nimmer die Lust überwinden kann, auch einmal den Teufel zu spielen. Stephan hat sein Weib nicht niedergeschossen, Herr Doktor — er wollte sie auf der That ertappen, sie überführen, vollständig freie Hand haben. Er hatte sich gestern auf die Reise nach Budapest begeben — aber er fuhr nicht fort, er blieb hier. Vielleicht dachte er erst daran, Sie zu überraschen, und dann hat er sich wahrscheinlich die Sache überlegt und stürmisch — allzu stürmisch, wie er ist, selbst mitgeholfen, ein wenig Komödie gespielt, Ihnen eine Falle gelegt. Und Sie, Herr Doktor, fielen hinein, ehe die Regine nur kam. Aber so sind die Männer — nicht einmal ein Baschlik ist vor ihnen sicher, wenn sie glauben, daß er zu einem schönen Gesicht gehört! Wenn's nun der meine gewesen wär', Herr Doktor — wenn's der meine gewesen wär'!"

Ich war im Innersten empört und ließ sie weiter reden, denn ich fand kein Wort, um meiner Entrüstung Ausdruck zu geben. Endlich aber unterbrach ich sie:

„Das ist infam, Fräulein, und Sie erzählen das so ruhig, als hätten Sie einen Scherz zu erzählen!“

Sie zuckte wieder die Achseln und lachte spöttisch.

„Ich habe die Welt kennen gelernt, Herr Doktor, und bin deshalb an Gemeinheiten so sehr gewöhnt, daß ich über keine mehr aus dem Häuschen komme. Was soll mich nun dabei entrüsten? Ich habe noch nie einen Mann kennen gelernt, der an einer Frau etwas andres geschätzt hätte als ihr schönes Gesicht oder ihr Geld. Das schöne Gesicht hat meinen Bruder nicht befriedigt, nun wendet er sich zu dem Geld, was im Grunde genommen vernünftiger ist. Denn über allem ist doch das Geld, und auch ein häßliches Frauenzimmer hat an jedem Finger ein Dutzend Freier, wenn die Mitgift hübsch rund ist. Bah — wir zwei werden die Welt nicht ändern, Doktor — was soll man unter den Wölfen andres thun, als heulen? Sie sind noch sehr jung, Sie haben noch viel zu wenig erlebt, Sie kennen die Menschen noch nicht. Vielleicht sprechen wir uns in zehn Jahren wieder, und ich sage Ihnen — Sie heulen auch mit den Wölfen!“

„Wenn Sie sich nur nicht täuschen, Fräulein! Nein, ich bin nicht im stande, das gleichmütig zu ertragen, ich werde es nicht ertragen.“

„Was wollen Sie thun? Sich mit meinem Bruder schlagen? — Dann schießt er Sie nieder! Die Geschichte in die Oeffentlichkeit zerren? — Dann machen Sie sich lächerlich und bringen Regine ins Gerede! Fragen Sie Ihre Vernunft, und sie wird Ihnen sagen: Das beste ist, die Dinge gehen lassen, wie sie gehen wollen. Was würden Sie denn auch erreichen? Sie

glauben doch nicht, daß es möglich ist, aus Regine und Stephan noch ein glückliches Paar zu machen? Nun also! Seien Sie vernünftig und lassen Sie die Dinge gehen, wie sie gehen wollen! Ich möchte wetten, wenn Sie nach Hause kommen, finden Sie einen Brief von Regine."

„Sie denken sehr schlecht von Ihrer Schwägerin."

„Wem kann etwas daran liegen, wie ich von ihr denke? Erinnern Sie sich doch nur an den gestrigen Abend — glauben Sie, daß eine Frau jemand so ansieht, wenn sie diesen Jemand nicht liebt? Nun also! Gehen Sie nach Hause, und Sie finden einen Brief von Regine. Die Welt ist einmal nicht anders, und in Ihrem Falle — Sie können ja nur zufrieden sein, daß sie so ist, die Welt. Und jetzt adieu — wir scheinen schon Aufmerksamkeit zu erregen — adieu, Doktor! Ich bin für Sie immer zu sprechen. Sie wissen, wir Frauen sind neugierig, und ich grolle niemand. Mein Bruder hat genau so viel Schuld wie Regine, und für ihn ist es genau so gut wie für sie, daß das Ende gekommen ist. Adieu also — auf Wiedersehen!"

Sie reichte mir die Hand, die ich nur schaudernd berührte. Und dann rauschte die schwarze Seidenrobe — wie pikant und kokett sich diese Philosophin zu kleiden verstand! Sah man sie so dahinschreiten mit dem elastischen, graziös-kecken Gange, dem enganliegenden Pelzjäckchen, das ihrer Büste die denkbar kühnsten Umrisse gab, und der unternehmenden Mütze, dann mußte man an eine junge, lebenslustige Sirene denken. Und doch lag die Jugend bereits hinter ihr, die Natur hatte sie durchaus nicht zur Sirene geschaffen,

und an Stelle der Lebenslust war in ihrem Herzen nur Bitterkeit, Verachtung und Rachsucht. Und nun trat sie auch noch zu dem unmittelbar neben dem Portal angebrachten Weihbrunnkessel, tauchte die behandschuhten Finger hinein und besprengte sich. Dann wandte sie sich nach dem Hochaltar, knixte und verließ endlich die Kirche. Meine Augen schweiften durch den ungeheuren Raum, die Riesenpfeiler empor zu der majestätisch sich wölbenden Decke, zu den bunten Fenstern, durch die jetzt ein märchenhaftes Licht hereinströmte, das die grauen Steine in lichtes Gold und flammenden Purpur kleidete. Und dort an dem Portal öffnete sich jetzt die kleine Thür, und in dem schmalen Streifen des kalten Straßenlichtes zeichnete sich ein einziger Schatten ab, diese Frau, deren Worte mir wie eine betäubende Höllenmusik noch immer im Ohr klangen. Wie seltsam spiegelt sich manchmal die Welt eine Minute lang in einem menschlichen Auge! —

„Gehen Sie nach Hause, und Sie werden einen Brief von Regine finden!“ So hatte sie gesagt, und nie war sie mir häßlicher erschienen als in diesem Augenblick. „Gehen Sie nach Hause, und Sie werden einen Brief von Regine finden!“ Mit welcher Zuversicht, mit welcher Keckheit sie das behauptet hatte! War in dieser Frau alles weibliche Gefühl so ganz erloschen, daß sie das wirklich glauben konnte? ... Freilich — vielleicht suchte Regine meinen Schutz, meine Hilfe. Aber auch das war unmöglich. Sie wartete vielleicht auf mich, aber sie rief nicht nach mir. Sie war zu stolz, um sich so weit zu erniedrigen; es war unmöglich, daß sich ein Weib wie

Regine einem Manne an den Hals warf, selbst wenn sie diesen liebte. Und dennoch tönten diese Worte immer aufs neue an mein Ohr, und eine fieberische Ungeduld brannte in mir, mich zu überzeugen, ob Aranka recht hatte oder unrecht.

Und wenn sie recht hatte! Immer dichter zog sich das Netz über meinem Haupte zusammen. Was war mir diese Frau, was konnte sie mir sein? Ein seltsames Gefühl zog mich jetzt zu ihr hin, ein warmes Gefühl, das mehr war als die Bewunderung ihrer Schönheit. Ich empfand Mitleid mit ihr, die Schmerzen, die sie erdulden mußte, zitterten in meiner Seele nach, und der Gedanke, daß sie mich liebte, brachte mein ganzes Wesen in Aufruhr. Und doch sah ich neben ihren Zügen immer andre, und das nagende Gefühl, daß ich Martha untreu war, kämpfte gegen jene Neigung. Ich liebte Regine nicht, und doch schien eine geheimnisvolle Macht unsre Geschicke verknüpfen zu wollen. Wie es nun auch kommen mochte — würde ich stark genug sein, dieser Macht zu widerstehen? Ich empfand eine dunkle Furcht, daß ich diese Kraft nicht besitzen könnte, und ich sah ein schattenhaftes Bild der Zukunft, wie das schöne Weib die Arme gewaltsam um mich schlang und mir zurief: „Du bist mein, denn ich habe dich erworben, erkauft durch tausend Schmerzen, du bist mein, weil ich dich liebe und für meine Liebe das Schmerzlichste gelitten habe, was ein Weib erleiden kann." Und war es nicht so — war ich nicht schuldig geworden, in dem Augenblick, da ich vergaß, daß sie die Frau eines andern war, und den Zauber ihrer Schönheit widerstandslos in mein Herz

fluten ließ? War ich nicht ihr Schuldner, seitdem sie vor meinen Augen errötet war? Und doppelt ihr Schuldner, seitdem ich in wahnsinnigem Vergessen meine Lippen auf ihren Baschlik gedrückt hatte. Immer dichter zog sich dieses Netz über meinem Haupte zusammen, und ich sah mit Grauen, daß meine Natur nicht leicht und stark genug war, solche Netze ohne viel Bekümmern zu zerreißen.

Ja — so war es. Ob ich die volle Empfindung dieses peinlichen Widerspruchs damals schon gehabt, bezweifle ich. Aber es regte sich doch etwas wie Selbsterkenntnis, und das war der Anfang der Gesundung. Frau von Soden hatte mich nicht richtig beurteilt und doch auch nicht falsch. Es war etwas von dem Blute meines Vaters in mir, und doch nicht sein leichter Sinn, seine Unbekümmertheit, sein frischer Mut. Wären ihm wie mir zwei solcher Frauengestalten entgegengetreten, er wäre widerstandslos gewesen, wie ich. Aber er hätte nicht gezaudert und geschwankt, er hätte nie das Nagen der Untreue empfunden, er hätte nie gegrübelt und sich mit Vorwürfen geplagt. Frau von Soden hatte recht. Der Don Juan steckte in mir. Aber ein Don Juan, dem die Natur ein Gewissen mitgegeben hat. Wer würde unterliegen in diesem Kampfe — ist es möglich, daß wir das Gift, das die Erbschaft unsrer Eltern ist, überwinden? Vielleicht wenn diese selbst uns schützen, oder wenn wir es früh genug erkennen und die Furcht uns Stärke verleiht, oder wenn uns ein glücklicher Zufall zu Hilfe kommt. Aber es ist etwas Grausiges um die Erbschaft des Blutes, und der Gedanke daran kann unser Leben

verbittern und vernichten. Mir war er bisher nicht näher getreten. In meiner Natur waren genug andre Elemente, die mich vollauf beschäftigten, und der Zufall hatte mich noch nicht in Versuchung geführt. Nun aber war es doch gekommen, ich war erkrankt, und wenn ich gesundete — ich habe die Kraft dazu nicht aus mir selbst gezogen, sondern aus dem Schauder, den mir der Blick in die Wirrnisse erweckte, die sich plötzlich vor mir aufthaten. Jetzt aber war ich noch krank, mein Kopf war von Fieberträumen erfüllt, und ich war unfähig, auf dieser wilden Gedankenjagd dasjenige zu erfassen, was mich zum Heile führen konnte. Ich sah die Gefahren, die mir drohten, ich sah nicht alle Klippen, an denen ich in Wirklichkeit scheitern konnte, aber dafür hundert andere, die sich mir scheinbar in den Weg stellten, und doch war ich nicht im stande, ein Ziel festzuhalten und mit ruhiger Hand das Steuer zu lenken. Ich überließ schließlich, wie es mein Vater auch gethan hätte, alles dem Zufall, dem „Schicksal", aber ich that es nicht mit leichtem Herzen, nicht mit dem Gedanken, fortzuschreiten, wie es mich drängte, und wenn es sein sollte, ohne ein Zucken der Wimpern zu fallen, zu stürzen — ich that es, den Kopf voll von Zweifeln und Vorwürfen, mit dem bitteren Gefühle, ein Schwächling, eine Memme zu sein, und der beständigen Furcht vor der Zukunft.

So ging ich denn nach Hause, in der Hoffnung, Aranka widerlegen zu können, und zugleich in dem dunkeln Angstgefühle, daß diese Hoffnung eine trügerische sein werde. Ich sah schon mein Zimmer vor mir — den Schreibtisch — und darauf den Brief,

der von Regine kam. Die Ungeduld beflügelte meinen Schritt, und dann hielt ich wieder ein und ging langsam, zögernd weiter. Wenn sie mir wirklich geschrieben hatte, wirklich auf mich wartete! Eine heiße Flut drängte in mein Gehirn — wenn Aranka doch recht hatte — aber es war ja unmöglich, es war unmöglich!

Und sie hatte sich wirklich getäuscht. Als ich nach Hause kam, fand ich nichts als bedeutungslose Nachrichten vor, Regine hatte mir nicht geschrieben. Ich warf mich in die Ecke meines Sofas und versank in dumpfes Brüten. Ich empfand jetzt etwas wie Enttäuschung und Verdruß, und eine peinliche Abspannung, ein unbeschreibliches Gefühl des Ekels kam über mich. Am besten fliehen und nichts mehr sehen und hören von all dem! Mißmutig, mechanisch erhob ich mich dann wieder, indem ich mich plötzlich erinnerte, daß meine Hausfrau mich an ein krankes Kind in der Nachbarschaft gemahnt hatte. Von meinen Klienten waren mir fast nur ein paar arme Teufel treu geblieben — darunter befand sich ein Taglöhner, der in der Kellerwohnung des Nebenhauses sein Heim hatte und dessen Kind seit ein paar Tagen erkrankt war. Da ich zur regelmäßigen Zeit nicht gekommen war, hatte man nach mir geschickt, und mein Versäumnis fiel mir nun plötzlich schwer aufs Herz. Ich vergaß alles andre, nahm Hut und Rock und stürzte die Treppe hinab.

Als ich in den dunkeln, feuchten Keller trat, war das erste, was ich erblickte, die Frau, die zu Bette lag. Sie war sehr bleich und hatte blaue Ringe um die

Augen, aber ein Freudenlächeln flog über ihr Gesicht, als sie mich erblickte.

Während ich ihr die Hand reichte, kam ihr Mann auf mich zu, das Kleinste in den Armen haltend.

Er hatte Thränen in den Augen und sah mich schmerzlich fragend an.

„Sie ist so schwach, Herr Doktor, so schwach!“

Dann tönte plötzlich die Stimme des kranken Kindes, leise, gebrochen aus der Nebenkammer: „Guten Morgen, Herr Doktor! Sagen Sie der Mutter, daß mir gar nichts weh thut. Sie nimmt sich's so zu Herzen, aber mir thut gar nichts weh, Herr Doktor, gar nichts. O, wenn ich nur aufstehen könnt', Herr Doktor! Aber das Kreuz, 's ist wie gebrochen — thut mir aber gar nicht weh, nein, gar nicht.“

Der Mann hatte sich über das Bett gebeugt und die Frau auf die Stirn geküßt.

Dabei aber brach er plötzlich in krampfhaftes Weinen aus und der Schmerz übermannte ihn.

„Sie hat Blut gebrochen, Herr Doktor, Blut. O mein Gott, was ist das für ein Elend; wenn ihr was geschieht, dann häng' ich mich auf.“

Jetzt hatte sich die Kranke ein wenig erhoben und schüttelte den Kopf.

„Sei kein Kind, Moritz,“ sagte sie. „Mir ist so leicht ums Herz, mir fehlt ja gar nichts. Schwach auf der Brust war ich ja immer — die Fabrikarbeit, Herr Doktor, aber es ist ein Gott im Himmel, der wird uns nicht voneinander reißen. Wir haben so lang gekämpft, bis wir zu einander kommen sind, und wir wollen ja alles Elend geduldig miteinander

tragen. Auch das bisserl Krankheit, nicht wahr, Moritz?"

„Ja, Mutterl," tönte es leise aus der Nebenkammer.

Und jetzt blitzte es schon wieder freudig in den Augen des Mannes auf, und er sah mich lächelnd an.

„Ist ein tapferes Weib, die Rosi, nicht wahr? Könnt' sich mancher schämen vor ihr. Kurieren Sie mir's nur auch recht gut, Herr Doktor, und verschreiben Sie nichts Teures."

Ich untersuchte nun Frau und Kind und gab die nötigen Aufträge. Es war schwer, hier zu kurieren, denn die Krankheit aller war die Not, und dasselbe Leiden, das Frau und Kind aufs Krankenlager geworfen hatte, sah dem Vater und dem Säugling aus den Augen. Aber das Möglichste sollte geschehen, und ich habe das freudige Bewußtsein, daß ich es gethan habe. Wie oft haben mir die Leute in späteren, glücklichen Jahren gedankt, und das hat mir immer eine unendlich süße Empfindung bereitet, wenn ich mir auch sagen muß, daß ich im Kampfe gegen die tückische Krankheit auch einen mächtigen Bundesgenossen hatte: die Liebe! Nicht die wilde Leidenschaft, die uns einen Augenblick lang die Sinne trübt, sondern jenes erhabene Gefühl der Treue und Hingebung, das der Kitt alles Menschenwesens ist.

War es ein Zufall, daß ich wieder an die alte Frau zwischen den weißen Gardinen dachte, als ich aus der Kellerwohnung emporstieg? Daß ich wieder ihre zärtliche Stimme hörte: „Komm doch, Bruno — eil' dich — komm zu deiner Mutter!" Und daß sich in

das Bild der alten Frau dann ein holdes, jugendliches Mädchenbildnis drängte — Martha!

Als ich nach Hause kam, stand eben der Telegraphenbote vor der Thür, und ein Zittern überfiel mich. War das die Nachricht von Regine?

Ich nahm das Blatt und öffnete es hastig. Es kam aus Prag und war von Martha. „Nie, Bruno, nie!“ — Das war der ganze Inhalt des Telegramms — die Antwort auf das meine. „Wenn das Gerücht von deiner bevorstehenden Verlobung mit Graf Dubinsky wahr ist, dann bitte ich dich um Gottes willen — sage nein.“ Das hatte ich ihr telegraphiert, und nun antwortete sie: „Nie, Bruno, nie!“ Klang das nicht wie ein Jubelruf, ein Freudenschrei aus tiefster Seele? Hatte sie mich mißverstanden und mehr aus diesen Zeilen gelesen, als ich sagen wollte?

Ein unendlich süßes Gefühl durchschauerte mich. Ich konnte nicht mehr zweifeln, daß sie mich liebte. Vielleicht waren auch ihre Träume immer bei mir gewesen, wie die meinen bei ihr, vielleicht hatten die Bemühungen ihrer Mutter auf sie genau so gewirkt, wie auf mich. Man wollte uns trennen, und das hatte nur zur Folge, daß wir mit um so lebhafterem Interesse aneinander dachten und mit um so größerer Spannung die erste Begegnung erwarteten. Gewiß war es so. Und auf jener Praterfahrt hatten unsre Seelen sich gefunden, wir waren Freunde geworden, wir liebten uns.

Aber durften wir uns denn lieben, stand nicht ein furchtbares Gespenst zwischen uns? Mein Vater war tot, meine Mutter war tot — war denn eine Möglichkeit vorhanden, daß dieses Geheimnis je auf-

geklärt wurde? Was für ein entsetzliches Verhängnis! Kann die Natur es zulassen, daß man seine Schwester liebt? Aber was kümmern die Natur die Satzungen der Menschen, ihre Gedanken und Gefühlsregungen! Und dann wieder — warum sollte diese reine, zärtliche Neigung, die meine Brust erfüllte, nicht die Liebe eines Bruders zu seiner Schwester sein? Nie, nie würde dieses Geheimnis aufgeklärt werden, und der Einzige, der vielleicht die Wahrheit sprechen könnte — würde er sie sprechen? Würde Herr von Soden je in eine Verbindung zwischen Martha und mir willigen? Würde er uns nicht vielleicht mit einer Lüge zu trennen suchen — wenn er die Wahrheit nicht zur Verfügung hatte? Armes Mädchen — wie entsetzlich mußte sie das treffen nach diesem Jubelruf, nach diesem „Nie, Bruno, nie!" Wie verhängnisvoll konnte dieses Mißverständnis für sie werden, dieser Wahn, daß es der Liebende war, der sie warnte, und nicht der Freund.

Neue Qualen und neue Pein! Jede Minute, die ich in meinem stillen Zimmer verbrachte, verlängerte sich mir zu einer Ewigkeit. Das helle Tageslicht verdroß mich, und wenn ich die Fensterladen schloß, überfiel mich Furcht und Grauen. War es denn nicht möglich, diesen Knoten mit einem Schlage zu durchhauen?

Vielleicht konnte mir Frau von Waldstein Rettung bringen. Ich sollte sie zwar erst am Montag besuchen, aber mein Zustand entschuldigte mich gewiß bei ihr. Vielleicht war es ihr gelungen, der Lösung des Rätsels wenigstens um einen Schritt näher zu kommen, vielleicht hatte sie wenigstens einen Schimmer von Hoffnung für meine zermarterte Seele. Und gab es einen

solchen Schimmer, dann war ich erlöst, das fühlte ich, dann würde der Gedanke an Martha mir auch Kraft genug gegen Regine verleihen. War meine Schuld gegen Martha nicht älter und größer und schlug mein Herz weniger lebhaft für sie? Unselige Fessel, die mich doppelt festhielt und mich mit Raserei erfüllte, wenn ich jener unheimlichen, unbegreiflichen Macht gedachte, die sie geknüpft hatte. Es hat Männer genug gegeben, die mehr Frauen als eine in ihr Herz schlossen. Aber ich, dessen Natur so ganz anders war, ich, dem das Gewissen beständig in der Brust nagte, ich, der ein Verbrechen in einer Handlung sah, die andre als Würze des Lebens betrachten! Und welche dieser Frauen war es denn, die wirklich den Kern meines Wesens entzündet hatte? Martha, deren Anblick mich enttäuscht hatte und die mich erst fesselte, als sich mir ihr Inneres öffnete, oder Regine, die trotz des dämonischen Reizes ihrer Erscheinung, trotz des Rausches, in den ein junger Mann durch die Entdeckung, daß er geliebt wird, versetzt werden muß, mich nicht ganz zu betäuben vermochte? Vielleicht war ich mit dieser Bemerkung der Erkenntnis meiner Natur wieder einen Schritt näher gekommen — geholfen war mir damit nicht. Und es war nun ganz so gehandelt, wie ich fast immer handelte, daß ich wieder eine Wendung von außen erhoffte, irgend einen Zwang, der einen Entschluß herbeiführen mußte. Frau von Waldstein hatte vielleicht schon Erfolge aufzuweisen, und das weitere würde sich dann finden. Also zu ihr!

In ihrer Wohnung erfuhr ich, daß sie ausgefahren war und vor einer Stunde nicht wiederkehren werde.

Ihre ältere Tochter, die Frau eines in Brünn ansässigen Fabrikbesitzers, war in Wien angekommen und wollte die Zeit, während welcher ihr Gatte sich auf einer Geschäftsreise im Orient befand, bei der Mutter verbringen. Mit ihr war Frau von Waldstein vor einer halben Stunde weggefahren, um einige Besuche zu machen, und zum Diner wollten die Damen wieder daheim sein.

Das waren schlechte Aussichten für mich. Durch ihre Tochter in Anspruch genommen, vergaß Frau von Waldstein trotz ihrer Freundschaft für die Verstorbene vielleicht ganz die Mission, die sie übernommen hatte, zum mindesten aber war es wahrscheinlich, daß sie sich damit nicht beeilte. Der heutige Tag war jedenfalls verloren, indes wollte ich es doch versuchen, sie vor dem Diner — Frau von Waldstein dinierte, nach französischer Sitte, um sechs Uhr — noch zu sprechen. Es war vier Uhr, und ich erinnerte mich jetzt erst, daß ich selbst noch nicht zu Mittag gegessen hatte. Aber trotz der durchwachten Nacht, trotz all der Aufregungen, die meine Kräfte geschwächt hatten, fühlte ich kein Bedürfnis nach Speise und Trank. Nur meine ermüdeten Nerven wollte ich ein wenig anregen, und so trat ich in ein Kaffeehaus und nahm eine Tasse Kaffee zu mir. Dann schlenderte ich langsam über die Ringstraße, wieder in meine Grübeleien versunken, bis ich mich plötzlich vor dem Palais befand, dessen erstes Stockwerk die Familie Soden bewohnte.

Ich stand auf dem jenseitigen Trottoir und starrte das Haus an, als hätte ich es nie gesehen. Es war ein stattlicher Bau in den prunkenden Formen der Spät-

renaissance, mit Marmorsäulen und Marmorpilastern, mit reicher Ornamentik und imponierender Gliederung. In diesem Palast hatte vielleicht meine Mutter gewohnt, nie aber war sie vor eins der hohen Spiegelfenster getreten und hatte dem Sohne ihre Arme entgegengestreckt, nie hatte ich ihr Gesicht mit dem freundlichen Blick der alten Frau zwischen den schweren Brokatvorhängen hervorlugen gesehen, nie hatte es weich und zärtlich zu mir herabgeklungen: „Komm, Bruno, komm zu deiner Mutter!“ Meine Jugend, meine verlorene Jugend stieg plötzlich wie ein schmerzliches Traumbild vor mir herauf und — so „unmännlich“ es manchem erscheinen mag — die Thränen drangen mir in die Augen. Die armen Kinder in der Kellerwohnung, wie viel glücklicher waren sie als ich, der nie die Not kennen gelernt hatte, aber auch nie die Liebe! Da war der große Schlafsaal des Pensionats mit den riesigen weißen Wänden — eine Bettstelle neben der andern, ein kleiner Waschtisch neben dem andern. Und dann die Schulstube, der Speisesaal, das Spielzimmer, immer dieselben riesigen weißen Wände, immer dasselbe Frieren, immer dasselbe herzabdrückende Heimweh. Die Gesichter alle lieblos und streng, und selbst beim Spiele immer dasselbe Kommando, immer dieselbe Schablone! Und dann kam das Stübchen des Studenten, klein und eng und wieder einsam, daß ich oft weinend meinen Kopf in die Kissen drückte und davon träumte, ich hielte ein menschliches Wesen umschlungen. Waren die Ferien gekommen, wie die andern da hinaustobten — sie hatten Eltern, die Glücklichen, Geschwister, Menschen, deren Herz

ihnen offen stand! Ich hatte niemand, kein einziges Wesen, dem ich mich hingeben konnte — niemand. Die Frau, die für mich sorgte, war immer ernst und streng, sie schien nie an die Gegenwart zu denken und immer nur an die Zukunft, es war, als ob sie einen heranreifenden Verbrecher in mir erblickte, dem man immer die Zügel straff anspannen und nie ein freundliches Lächeln zeigen dürfe, damit er nicht abirre vom Wege. Dann war noch ein kleiner Knabe und ein kleines Mädchen da, die ich erst, da ich noch gar wenig wußte von der Welt, für meine Geschwister hielt. Wenn die Frau nicht meine Mutter war, dann waren doch gewiß diese Kinder, mit denen ich manchmal an Feiertagen spielen durfte, mein Bruder und meine Schwester! Es blieb so lange dabei, bis mir der Knabe, dem es wohl die Bedienten ins Ohr geflüstert hatten, eines Tages selber sagte, ich sei ein hergelaufener Habenichts und nicht sein Bruder, und bis das Mädchen meinen Blicken entschwand. Was für eine Jugend! Was für ein bitterer, vergiftender Schmerz, wenn sich die Schulsäle leerten und die Genossen in die Heimat zogen, wenn die großen, kalten Stuben noch größer und der traurige Garten mit seinem halben Dutzend verstaubter Akazien noch trauriger wurde! Und was für ein nagendes, unvergeßliches Gefühl, als mir der hochmütige Schlingel höhnisch zurief, daß er nicht mein Bruder, daß ich ein hergelaufener Habenichts sei, ein Junge ohne Eltern und Geschwister! Was für eine Jugend! Und diese Frau sollte mich darum betrogen haben, diese Frau sollte mein Mutter gewesen sein, ohne daß ihr ein

einziges Mal das Herz überquoll, ohne daß sie auch nur einmal sich vergaß, die Arme ausbreitete und mir zurief: „Komm, Bruno, komm zu deiner Mutter!“ Es war unmöglich, ganz unmöglich!

Plötzlich bewegte sich vor dem Thore etwas. Erst jetzt fiel es mir auf, daß ein Wagen dort stand, und nun setzte sich der Kutscher zurecht, erfaßte die Zügel, und die Pferde zogen an. Ich sprang rasch ein paar Schritte vor und sah, daß in dem Wagen eine verschleierte weibliche Gestalt saß. Sollte es Frau von Waldstein gewesen sein? Vielleicht hatte sie sich von ihrer Tochter getrennt und war bei Herrn von Soden gewesen. Vielleicht war in diesem Wagen mein Schicksal an mir vorübergefahren. Ohne mich lange zu besinnen, eilte ich in der Richtung nach dem Musikvereinsgebäude weiter, und bald sollte ich erfahren, daß ich mich nicht getäuscht hatte. Die Dame in dem Fiaker war Frau von Waldstein gewesen, und sie kam von Herrn von Soden.

Ich hatte kaum eine Minute im Salon gewartet, als sie mir schon entgegentrat. Sie hatte sich offenbar nicht einmal die Mühe genommen, ihre roten Locken, die etwas in Unordnung geraten waren, in ihre Grenzen zurückzuweisen, und war im Begriffe, ihre mit Pelz besetzten Glaceehandschuhe auszuziehen.

„Ich kam eben nach Hause,“ sagte sie, „und als ich hörte, daß Sie hier seien, habe ich nur rasch meinen Mantel abgelegt. Bringen Sie mir Nachrichten, Herr Doktor, oder —“

„Ich sollte erst am Montag kommen — verzeihen Sie, gnädige Frau! Aber es ist ein Fieber in mir —“

„Das ich mit Ihnen fühle. Mein Gott, es ist ja entsetzlich, wie sich das manchmal fügt in der Welt! Auch ich habe keine Ruhe gehabt — heute morgen konnte ich wegen der Ankunft meiner Tochter Klementine nichts unternehmen. Aber die erste freie Minute habe ich benutzt — ich komme eben von Herrn von Soden. Bitte, nehmen Sie Platz, Herr Doktor!"

Ich folgte ihrer Einladung, und dann suchten meine Augen die ihren. Aber es war wenig hoffnungverheißend, was ich darinnen las, und die Bewegung, mit der sie mir die Hand reichte, verriet, daß ich gut gelesen hatte.

„Fassen Sie Mut, Herr Doktor," sagte sie, „und danken Sie dem Geschick, das das Schlimmste verhütet hat!"

Ich drückte die Hand vor meine Augen und ließ den Kopf auf die Brust herabsinken.

Ich glaube nicht, daß in diesem Augenblick ein klarer Gedanke in meinem Kopf war, aber den furchtbaren, unbeschreiblichen Schmerz, den ich empfand, habe ich nicht vergessen.

Dann sprang ich auf und schritt wie ein Wahnsinniger durch das Zimmer.

Ich wußte jetzt, daß ich Martha liebte, und daß alles, was ihr Bild in meiner Seele zu verdrängen gesucht hatte, nichts war als flüchtiges Irrlicht.

In dem Augenblick, da ich die Gewißheit empfing, daß sie mir verloren war, fiel aller Zweifel wie geborstene Schlacke von mir ab und ein mächtiger Glutstrom quoll aus meinem Herzen hervor. Ein bestrickender Zauber umwob plötzlich die schlanke, keusche Gestalt,

und ein wildes Drängen war in mir, sie in meine Arme zu reißen und meine Lippen auf die ihren zu pressen. Es war, als ob ein zärtlich geliebtes Bild Fleisch und Blut geworden wäre, ein Schatten Leben gewonnen hätte, als ob sich das Mädchen mir nun erst ganz erschlossen und an den tiefsten Quell meines Innern gerührt hätte.

Und sie war mir verloren, für immer verloren!

Das erste, was ich in diesem Taumel wieder zu denken vermochte, war: „Verloren!" Und dann drängte sich mir ein wilder Fluch auf die Lippen gegen die Natur, die vor solch Ungeheuerlichem nicht zurückscheut, die es geschehen läßt, daß Bruder und Schwester sich in Liebe finden.

Und jetzt, jetzt, in dem Augenblick der Gewißheit — jetzt, wo mir das Herz zu Eis hätte erstarren sollen, jetzt verstummten alle Mahner, die bisher gewarnt hatten, und die ganze heiße Glut einer unüberwindlichen Leidenschaft loderte in mir auf.

Was konnte das Ende sein, als Wahnsinn! Warum war ich noch kein Narr — warum sah ich noch alles so furchtbar deutlich — warum hatte noch keine mildernde Hand das Entsetzliche für immer von meinen Augen gebannt!

Aber es sollte nicht sein, ich sollte den Becher bis auf die Neige leeren. Was andre gesündigt, das sollte hundertfach an mir gerächt werden — der Wahnsinn wollte nicht kommen.

Und dann schrie es wieder plötzlich auf in mir: „Unmöglich!" und mit bittenden Händen wandte ich mich zu der Frau, die mich zu trösten versuchte,

ohne daß ich mehr vernahm, als den Klang ihrer Stimme.

„Es ist ja unmöglich,“ sagte ich, „täuschen Sie sich nicht?“

Sie schüttelte traurig den Kopf.

„Wenn ich auch keinen Beweis in Händen habe,“ erwiderte sie, „so wäre es doch ein Verbrechen, Ihnen zu verbergen, daß ich nicht mehr zweifle. Fassen Sie Mut und sagen Sie sich, daß Sie Martha eben lieben wie ein Bruder seine Schwester liebt. Ist da eine Täuschung nicht leicht möglich? Wenn Martha Ihre Geliebte wäre und Sie hätten sie durch ein Unglück verloren — müßten Sie nicht auch das ertragen? Nun hat man Ihnen die Geliebte genommen und Sie haben eine Schwester dafür empfangen. Lieben werden Sie noch öfter — aber die Schwester ist ein Geschenk des Himmels. Ist denn nichts in Ihrer Brust, das Ihnen sagt, wie süß es ist, ein Weib zur Freundin zu haben, ein Geschöpf mit der zarten, mitfühlenden Seele des Weibes, das man liebt ohne eine Leidenschaft, die tausendmal öfter zum Unglück als zum Glücke führt? Lieber Doktor, auch ich habe manches erlebt, und ich sage Ihnen, ich hätte mein halbes Leben für eine Schwester gegeben — für eine Schwester, wie Sie sie in Martha haben. Ich begreife es, daß Sie jetzt im tiefsten getroffen sind und daß sich Ihr Herz wildempört auflehnen muß gegen eine so grausame Enttäuschung. Aber Sie werden sich bald auch sagen, daß Sie nicht bloß verloren, daß Sie auch gewonnen haben. Fassen Sie Mut, lieber Doktor, der Himmel hat das Schlimmste von Ihnen gewendet, und Sie

haben nun eine Schwester, um die Sie Tausende beneiden würden.“

Ich drückte ihr die Hand, und es wird wohl ein schmerzliches Lächeln gewesen sein, was mir dabei im Gesicht stand. Wollte sie mich nur trösten, oder war sie nicht im stande, mich ganz zu begreifen — ich weiß es nicht. Aber beruhigend hatten ihre Worte doch gewirkt, meine Vernunft hatte sich wieder geregt und ich sagte mir, daß mir eben nichts andres übrig blieb, als mein Geschick geduldig zu tragen.

Dann bat ich sie, mir zu erzählen, was sie erfahren hatte, und sie berichtete, daß es ihr gar nicht schwer fiel, Herrn von Soden zum Sprechen zu bringen.

„Der Mann ist tief unglücklich,“ sagte sie, „sein Leben ist fast gebrochen. Es ist merkwürdig, wie häufig gerade solch einfache Naturen wie Soden mißverstanden werden. Freilich erklärt es sich teilweise damit, daß sie eben in Kreise gekommen sind, in welchen man andre Tugenden erwartet, als sie aufzuweisen haben — und andre Laster. Soden ist eine schlichte, ehrliche Arbeiternatur, und wenn er für nichts andres Sinn hat, als für sein Geschäft, warum ihm Vorwürfe darüber machen? Er hat auch nicht das Geschick, sich in Gesellschaft zu bewegen, ist kurz angebunden, hat eine jener Physiognomieen, die wir ‚gewöhnlich‘ nennen — aber sind denn das alles Fehler? Sie sagen gewiß ‚nein‘, und trotzdem werden Sie sein Wesen ebensowenig verstanden haben, wie tausend andre. Das hat ja auch zur Folge gehabt, daß er mit der Zeit nur immer rauher wurde und manchmal wohl wirklich jenen ‚bösen Blick‘ versendet hat, über den man sich

so viel lustig macht. Aber glauben Sie mir, er ist ein guter Mensch, ein tiefes Gemüt. Man kann auch Gemüt haben, ohne Sinn für Kunst und Poesie zu besitzen, und Soden verbirgt hinter seiner brummigen Außenseite ein Herz, das zwar nicht groß und weit empfindet, aber um so tiefer, wenn es sich um den engen Kreis handelt, für den seine Natur eben empfänglich ist. Und wenn Sie sich diesen näher ansehen, so finden Sie wieder die Tugenden des ‚kleinen Mannes'. Sie finden das Ehrgefühl, das heißt nicht etwa Gefühl für unsre konventionelle ‚Ehre' — dieser Mann würde sich totschießen, wenn er eine Schuld nicht bezahlen kann, aber er würde Sie achselzuckend stehen lassen, wenn Sie ihn einen Feigling nennen, weil er ein Duell nicht annahm — und Sie finden ferner den Familiensinn. Ich möchte einen Schwur leisten, daß Soden nie einen jener Schritte vom Wege gethan hat, welche die Gesellschaft den Männern kaum als Sünden anrechnet, und ich habe gesehen, wie furchtbar der Gedanke an den Betrug seiner Frau in ihm wühlt. Ich habe diesen Mann mit dem bösen Blick weinen sehen, krampfhaft weinen, und ich bin überzeugt, daß der Makel seiner Frau sein Tod sein wird. Sie würden ihn kaum erkennen, wenn Sie ihn heute wiedersähen, so sehr hat sich die Krankheit seiner Seele schon seines Körpers bemächtigt. Wenn Marie wirklich an einem Herzübel, an einem aus ihrer Jugendzeit herrührenden Herzübel gestorben ist, dann trägt sie selbst die Schuld daran, und nicht Soden, wenn er auch bei der Scene, die ihrem Tod voranging, sich nicht beherrscht und sie tief verletzt haben mag. Wer kann ihm dies zum Vor-

wurf machen — wer hätte da seine Ruhe zu bewahren vermocht? Und doch — Marie war meine Freundin — ich glaubte sie gut zu kennen — ich mag auch nicht so hart urteilen über sie. Ich kenne den Roman ihrer Jugend nicht, und wer möchte sie jetzt anklagen, da sie sich nicht mehr verteidigen kann? Grollen Sie Ihrer Mutter nicht, lieber Doktor; was sie gefehlt hat, das hat sie schwer, sehr schwer gebüßt."

„Ich habe ja keine Mutter gehabt," unterbrach ich sie, „ich werde mich bemühen, nicht an sie zu denken. Den Groll, gnädige Frau, würde ich dabei freilich nicht von mir weisen können. Hätte sie das schwerste Verbrechen begangen — ich würde meine Mutter nicht anklagen. Aber daß sie nie, nie mich in ihre Arme zog, daß sie nie von ihrem Muttergefühle übermannt wurde, das kann ich nicht begreifen und nicht verzeihen."

„Wir wollen diesen Gegenstand nun ruhen lassen," erwiderte sie, „ich werde Ihnen nur noch erzählen, was ich Ihnen zu erzählen habe. Ihr Vater kam in das Haus des Herrn von Soden durch Beziehungen zu diesem. Daß er Marie früher gekannt, wurde nicht verraten, und so konnte der arglose Mann auch unmöglich Verdacht schöpfen, als Marie das Versprechen gab, für Sie zu sorgen. Andre haben das Verhältnis zwischen Ihnen und Ihrer Pflegerin längst beargwohnt, und das wird auch der Grund gewesen sein, warum sie sich so sehr beherrschte und ihre zärtlichen Gefühle nie verriet. Vielleicht kam dieser Argwohn auch Herrn von Soden zu Ohren — dann wird er wohl darüber gelächelt haben, denn er wußte ja, daß Sie längst auf der Welt waren, als Ihr Vater in

sein Haus kam. Eine rege Phantasie hat er, wie Sie wissen, nicht, und so wird ihm dieser Klatsch nicht die mindeste Sorge gemacht haben. Um so schmerzlicher aber mußte ihn in seinen alten Tagen die Entdeckung treffen, daß seine Frau, ehe sie ihn kennen gelernt hatte, die Geliebte Ihres Vaters war. Vielleicht hätte er auch das überwunden. Aber daß sie ihn zu täuschen gesucht hatte, daß sie sich gegen den Verkehr Ihres Vaters in seinem Hause nicht wehrte, daß sie sich herbeiließ, Mutterstelle bei dem Kinde zu vertreten! Ein paar Briefe, die zufällig in einem alten Schreibtisch entdeckt wurden, hatten ihm das Verhältnis zwischen seiner Frau und Ihrem Vater verraten, und wie mußte nun der furchtbarste Argwohn über ihn hereinbrechen, in welche Empörung mußte er geraten! Die Wahrscheinlichkeit, daß dieses in Prag begonnene Verhältnis in Wien, nach Maries Verheiratung fortgesetzt wurde, war zu groß, und dieser Gedanke ist es, der den Mann dem Wahnsinn nahe gebracht hat. Marie aber wurde durch die Wucht dieser Vorwürfe sofort niedergeschmettert, so daß sie sich kaum mehr hätte verteidigen können — wenn sie das wollte und wenn ihr Beweise zur Verfügung standen. Sie hatte nur noch ein wahnwitziges Lachen, und das einzige und letzte Wort, das sie aussprach, war das Wort ‚Bruno!‘ — Das ist alles, was ich Ihnen zu erzählen habe.“

„Also wenigstens ihr letztes Wort — Bruno! Wie gern hätte ich das einmal von den Lippen einer Mutter gehört, in dem Ton, in dem eine Mutter spricht! . . . Und die Briefe — die Briefe — Sie haben sie gesehen? Sie handeln von meiner Person?“

„Ich konnte einen Einblick in diese Briefe unmöglich verlangen. Auch hütete ich mich, Ihre Person ins Spiel zu bringen, mich als Ihren Abgesandten zu verraten. Aber können Sie an dem Schmerz dieses armen alten Mannes zweifeln? Haben Sie irgend etwas, das gegen unsre Annahme spricht?“

Martha! Wie sie mir vor den Augen stand und mir der Gedanke an sie in der Seele brannte! Hätte sich nur die leiseste Möglichkeit zu einem Zweifel geboten — jeden Strohhalm hätte ich erfaßt, um mich daran zu klammern. Aber es war umsonst, sie war mir verloren, für immer verloren.

„Zweifeln!“ schrie ich auf. „Ich hätte längst nicht mehr zweifeln sollen. War es nicht schon genug, daß sie mich und Martha zu trennen suchte? Und dann mein Taufschein, der seltsame Taufschein, der keine Mutter nennt, keinen Familiennamen, keinen Taufnamen! Ich bin in Prag geboren, während irgend jemand mich belogen hatte und mir ein kleines Haus draußen in der Vorstadt als mein Geburtshaus zeigte. War es mein Vater — war es sonst jemand — ich weiß es nicht. Hat er nur meine kindischen Fragen zu beschwichtigen gesucht, wollte man mich absichtlich täuschen — ich weiß es nicht. Aber das alles, alles ist ja so klar. Was für ein Thor war ich, noch zu zweifeln, nach Beweisen zu forschen! Blind war ich und wollte in meiner Blindheit noch andre mit mir ziehen, wollte Unglück auf Unglück häufen —“

Das Telegramm Marthas war mir in den Sinn gekommen, der unselige Wahn. Ich war schuld daran, ich mit meinem Zweifel und meinem Hoffen trug allein

die Schuld. Noch aber war es Zeit, schlimmeres zu verhüten, den Fehler wieder gut zu machen.

Ich unterbrach mich und fragte Frau von Waldstein, ob sie mir erlaube, in ihrem Hause ein paar Zeilen zu schreiben.

Sie sprang sofort auf und führte mich in ein Nebenzimmer, in dem ein Schreibtisch stand.

„Hier haben Sie alles — Papier, Feder, Tinte," sagte sie. „Und bitte, entschuldigen Sie mich jetzt — meine Tochter scheint nach Hause gekommen zu sein."

Ich dankte ihr, sie bat mich, über sie zu verfügen, sowie ich ihre Unterstützung nötig habe, und dann schieden wir. Fünf Minuten später verließ ich das Haus mit einem Brief in der Tasche — an Martha. Dieser Brief enthielt nichts als die nochmalige Bitte, den Grafen Dubinsky nicht zu heiraten, da derselbe ein schwer kranker Mensch sei, und schloß in demselben kühlen Tone mit einem „brüderlichen Gruße" von „Bruder Bruno".

* * *

Als ich den Brief an Martha in dem Postkasten verschwinden sah, war es mir, als versänke das Glück meines Lebens vor mir. Nur zögernd vermochte ich die Hand zu der Klappe zu erheben, und dann schwand plötzlich das letzte leuchtende Sonnenwölkchen vom Horizont, es war Nacht und die Müdigkeit übermannte mich. Meine Kraft war erschöpft, ich sehnte mich nach Hause, nach meiner finsteren, einsamen Stube, nach Schlaf.

Aber neue Ueberraschungen erwarteten mich, die Ruhe war mir noch nicht beschieden.

In meiner Wohnung angelangt und im Begriffe, den Schlüssel in das Schloß zu stecken, öffnete sich die gegenüberliegende Thür und meine Hausfrau sah heraus.

„Guten Abend, Herr Doktor,“ rief sie mir mit seltsam freudigem Tone entgegen, „Sie werden schon erwartet, bitte, kommen Sie nur herein!“

„Erwartet — von wem?“

Wenn Regine hier war — wer anders sollte mich erwarten!

„Bitte, kommen Sie nur!“ fuhr Frau Weinzierl fort. „Das wird eine Ueberraschung sein!“

Und dann faßte sie mich resolut am Arme und zog mich in ihr Wohnzimmer.

Verwundert sah ich mich um. Wer erwartete mich denn?

Jetzt erhob sich aus der dunklen Ecke, in welcher das Sopha stand, eine seltsame Gestalt und trat mir ein paar Schritte entgegen.

Es war eine uralte Frau mit braunem, runzeligem Gesicht und merkwürdig großen, hellblauen Augen. Sie trug eine altmodische schwarze Seidenjacke, ein kaffeebraunes Stoffkleid von einem Umfange, der für drei moderne Krinolinen gereicht hätte, und auf dem Kopfe ein weißes Spitzenhäubchen.

Wo war da die Ueberraschung? Ich erinnerte mich nicht, diese Frau je gesehen zu haben, und doch bewies mir der aufmerksame, verwunderte Blick, mit dem sie mich betrachtete, daß sie die mir zugedachte Ueberraschung war.

Plötzlich unterbrach die Stimme meiner Hausfrau das Schweigen.

„Der Herr Doktor werden die Mahm halt nimmer kennen, nit wahr?“

Nun flog ein Lachen über das runzelige Gesicht.

„Ui jegerl,“ sagte die Alte, „was moanst denn? Wie sollt’ der Herr Doktor die alt’ Kreuzlerin derkennen! Aber ist er’s denn wirklich? ’s ist ja der leibhaftige Herr Vater, ich moanet, er wär’ aus’m Grab auferstanden, der leibhaftige Herr Vater!“

„Die Mahm ist die Dorothea Kreuzler aus Pottenbrunn,“ klärte nun Frau Weinzierl auf. „Dort war der Herr Doktor in der Pfleg’. Die Mahm hat die Wienerstadt noch nit g’seh’n, und deswegen ist sie auf B’such kommen. Und wie sie g’hört hat, daß bei mir der Herr Doktor Bruno Burg wohnt, da hat sie sich gleich denkt, das könnt’ das Kind von dem Herrn Doktor Bruno Burg sein, das sie in der Pfleg’ gehabt hat. Und da hab’ ich ihr dann das Porträt vom Herrn Doktor gezeigt, und da meint sie, es ist der leibhaftige Herr Vater.“

Nun kam eine leise Erinnerung an jene frühesten Jugendjahre über mich. Die Erinnerung an ein Loch, das ich mir eines Abends im finsteren Zimmer, in das ich gesperrt worden war, in den Kopf schlug; die Erinnerung an eine Schar Bauernjungen, mit denen ich im Straßenstaube spielte, und die Erinnerung an Raubzüge, die ich in Obst- und Gemüsegärten unternahm, um meinen Hunger zu stillen. Auch das von Wald umschlossene Gebirgsthal dämmerte vor mir herauf mit seinem klaren Bache, in dem man die Fische umherschwimmen sah, mit der hochgewölbten, altersgrauen Steinbrücke und einer langen Zeile weiß-

getünchter Häuschen. Und dann das Bild einer braunen, unwirschen Frau, die den ganzen Tag zankte und immer klagte, daß ich sie noch arm essen würde. Das war also die Kreuzlerin, das uralte Weibchen in der schwarzen Seidenjacke und dem kaffeebraunen Rocke.

Ich reichte ihr die Hand, die sie mit einem verschämten Lächeln ergriff.

„Was sind der Herr Doktor aber groß 'worden!" sagte sie dabei. „Ich seh' den Herrn Doktor noch immer im Rockerl vor mir, denn wie der Herr Doktor die ersten Hosen kriegt hat, da ist er von der Frau Mama in die Stadt g'holt worden, und wir haben uns nimmer g'seh'n."

Ich horchte gespannt auf — wie ein Blitz schoß es durch meine Seele, daß diese Frau in die dunklen Verhältnisse meiner Jugend vielleicht Licht bringen konnte.

„Sie haben meine Mutter gekannt?" fragte ich.

Sie erschrak und tauschte einen verlegenen Blick mit Frau Weinzierl.

„O du mein!" sagte sie, „verzeih'n der Herr Doktor nur! Ich hab' die Frau Mama freilich nit kennt — 's war eine vornehme Dam', und da macht sich unsereins halt gleich allerhand Gedanken. Ich bitt gar schön — 's war nit bös g'moant."

„Und diese Dame kam oft, um nach mir zu sehen?"

„Sie ist erst kommen, wie der Herr Vater, Gott hab' ihn selig, g'storben war. Vorher hat sie sich nit blicken lassen."

„Wann wurde ich denn zu der Kreuzlerin gebracht?"

„O du mein, da hat der Herr Doktor ja noch

Rockerln ang'habt und war ein rechter Wildfang, daß man sei' Kreuz mit ihm g'habt hat. Wenn ich d'ran denk' — ich kann's wirklich nit glauben, daß das der junge Herr von damals ist."

„Wie alt war ich, als ich zur Kreuzlerin kam?"

„Na so zwei Jahreln werden's g'wesen sein."

„Und wer hat mich gebracht?"

„Der Herr Vater."

„Sonst war niemand dabei?"

„Kei' Seel'!"

„Die Kreuzlerin weiß auch nicht, wo ich herkam, wo ich früher in der Pflege war?"

„Kei' Spur!" —

So war ich abermals enttäuscht worden. Daß jene vornehme Dame Frau von Soden war, daran zweifelte ich nicht, und daß sie mich erst nach dem Tode meines Vaters aufsuchte, als sie mich, das Kind des Freundes ihres Mannes, gewissermaßen offiziell in Schutz genommen hatte, stimmte ganz zu ihrem ängstlich-vorsichtigen Wesen. Sie war meine Mutter — aber das wollte ich ja nicht bestätigt wissen, die Flamme der Hoffnung war von neuem leise emporgeflackert, und ich hatte schon von der Möglichkeit geträumt, daß diese alte Frau meine Mutter, meine wirkliche Mutter gekannt hatte.

Ja, sie hatte sie gekannt, aber es war eben Frau von Soden. In einem meiner Albums befand sich ein Bild der Verstorbenen — wenn ich es der Alten zeigte? Ich ging in mein Arbeitszimmer, holte das Album, das meist Reproduktionen berühmter Bilder, Landschaften und dergleichen, aber keine Familien-

porträts enthielt, und fragte die Bäuerin, ob sie die Frau erkenne.

„Ja,“ sagte sie lächelnd und mit dem Kopfe nickend. „Das ist sie. Es war eine saubere Frau, und das schwarze Seidenkleid, das war nur so eine Pracht. O du mein, wann sieht man sonst bei uns so was? 'S ist halt gar still in unsrem Oertel, und der Verdienst ist klein beisamm'. Wann ich noch amol jung wär' — o du mein, aber jetzt ist's zu spat! Und mit die Pflegkinder, da ist das so a Sach'. Sind gar schwer zu kriegen, und wenn's rechtmäßige sind, dann verdient man gar nix dabei. 'S ist nix auf'm Land, Herr Doktor, gar nix. Aber jetzt ist's zu spat, jetzt ist's halt zu spat.“

So schwatzte die Alte eine Weile fort. Ich hörte endlich gedankenlos ihre Klagen an und verabschiedete mich dann, froh, die „Ueberraschung“ los zu sein. Meine Jugend, meine arme Jugend — um wie viel war ich doch betrogen worden!

Ich weiß nicht, wie lange ich schon, in solche Gedanken vertieft, vor meinem Schreibtisch saß, als plötzlich leise an der Thüre geklopft wurde.

Ich rief „Herein!“ und Frau Weinzierl wurde sichtbar.

„Noch eine Ueberraschung?“ fragte ich unwillig.

„Das weiß ich nicht, Herr Doktor,“ erwiderte sie, „aber 's kann schon sein. Verzeih'n Sie nur, daß ich's nicht gleich gesagt hab', aber die Freud' über die Mahm, daß sich das so getroffen hat, daß der Herr Doktor ihr Pflegkind war — da müssen Sie schon verzeih'n, daß ich's nicht gleich gesagt hab'.“

„Ja, was denn, Frau Weinzierl, was denn?“ unterbrach ich sie.

„Es hat auch jemand nach dem Herrn Doktor gefragt.“

„So, und wer denn?“

„Eine Dame.“

„Eine Dame?“

„Und was für eine! So was Schönes hab' ich in meinem Leben noch nicht geseh'n.“

„Sie haben Sie doch um ihren Namen gefragt?“

„Natürlich. Aber sie hat ihn nicht genannt. Erst hat sie dem Herrn Doktor schreiben wollen, und dann hat sie's wieder zerrissen und hat gesagt, sie wird's durch die Post schicken.“

„Eine schlanke, große Dame mit schwarzem Haar?“

„Ja. Und ganz schwarz angezogen. Und so schön und stolz, wie eine unglückliche Königin im Theater. Auch so blaß, Herr Doktor. Und Augen hat sie — wenn sie einen anschaut, möcht' man ihr die Hand küssen. Ich hab' so was Schönes noch nicht geseh'n.“

„Sie wollte mich sprechen?“

„Ja. Und wie ich ihr gesagt hab', daß der Herr Doktor nicht zu Hause sind, da hat sie um Papier und Feder gebeten. Und dann hab' ich sie in das Ordinationszimmer geführt, und da hat sie sich umgeschaut und gefragt, ob das das Zimmer vom Herrn Doktor ist. Es muß ihr gar gut gefallen haben, denn dann hat sie sich nochmals umgeschaut und nochmals gefragt.“

„Nochmals?“

„Ja. ‚Hier arbeitet er?‘ hat sie gefragt, und es

muß ihr wirklich gar zu gut gefallen haben. Es ist auch ein schönes Zimmer, und der Herr Doktor wissen, daß es immer mein Stolz war —“

„Und dann hat die Dame geschrieben?“

„Nein. Dann hab' ich ihr Papier gegeben und alles zurechtgemacht, und dann hat sie freundlich genickt und gesagt: ‚Danke schön, liebe Frau. Und jetzt wär' es mir lieb, wenn ich einen Augenblick allein sein könnte.‘“

„Und Sie ließen sie allein?“

„Verzeihen der Herr Doktor, aber ich hab's ihr doch nicht abschlagen können. Eine Frau wie eine Königin! Es kommt mir sonst nicht vor, daß ich jemand allein lass', den ich nicht kenn', es passiert ja mancherlei, und ich bin schon gewitzigt worden. Da können sich der Herr Doktor ganz auf mich verlassen. Aber der Frau hab' ich's nicht abschlagen können, und dann hab' ich ja, damit gewiß nichts passiert, acht gegeben —“

„Und ein wenig durchs Schlüsselloch geschaut?“

„War's nicht das beste, was ich hab' thun können? Wer schaut denn in einen Menschen hinein? Es kommt mancherlei vor, und dann hätt' ich die Verantwortung gehabt. Ich bin nicht neugierig, das wissen der Herr Doktor, und mir konnt's gleich sein, was die Frau macht, denn einen Kasten oder einen Tisch hätt' sie nicht davontragen können. Hab' ich recht oder nicht?“

„Was haben Sie durch das Schlüsselloch gesehen?“

„Es war eigentlich ganz seltsam. Erst hat sie die Feder in die Hand genommen, grad' als wollt' sie jetzt anfangen zu schreiben. Und dann hat sie sie

hingelegt und hat sich wieder umgeschaut. Und wie da ihre Augen auf das Schlüsselloch gekommen sind, da hab' ich wahrhaftig geglaubt, mich trifft der Schlag, so geisterhaft hat sie ausgeschaut, und grad so war's, als ob sie mich sehen thät' hinter der Thür. Ich hab' den Schreck noch in den Gliedern, Herr Doktor, es war keine Kleinigkeit."

„Und dann hat sie doch geschrieben?"

„Nein — und ja. Geschrieben hat sie freilich, aber sie ist nicht weit gekommen. Dann hat sie auf einmal geseufzt, hat das Blatt zerrissen und ist aufgesprungen. Dann hat sie noch eine Zeitlang das Bild vom Herrn Doktor angesehn, und zuletzt ist sie dann gegangen und hat gesagt, sie wird dem Herrn Doktor mit der Post einen Brief schicken."

„Das zerrissene Blatt ist in den Papierkorb gekommen?"

„Ja, aber es steht nicht viel drauf."

„Ach so — Sie haben es schon untersucht?"

Frau Weinzierl machte eine abwehrende Bewegung und nahm eine beleidigte Miene an.

„B'hüt Gott, Herr Doktor, wo sollt' ich denn! Was denken Sie von mir! In meinem Haus können Sie alle Ihre Geheimnisse offen herumliegen lassen, mir sind sie heilig."

„Sie sind eine vortreffliche Frau — ich danke Ihnen. Ein Geheimnis wird ja das Blatt kaum enthalten haben. Gute Nacht, Frau Weinzierl."

Sie knixte und ging, wie es schien, noch nicht ganz versöhnt. Vielleicht hatte sie erwartet, einige Aufschlüsse über die geheimnisvolle Dame zu erhalten,

ich aber dachte nicht daran, ihre Wünsche zu befriedigen, und ließ sie gehen. Ja, ich war so unhöflich, nicht einmal Freude zu äußern, als sie sich, unter der Thür stehend, noch einmal umwandte und mir mit herzlichem Kummer im Tone zurief: „Strengen sich der Herr Doktor nur nicht gar zu viel an, Gesundheit ist ein leicht verlorenes Gut. Heute nacht haben der Herr Doktor nicht geschlafen, und Nachmittagsschläfchen haben Sie auch keins gemacht, und dann schau'n Sie so blaß aus — es thät' mir wirklich leid, Herr Doktor."

„Haben Sie keine Sorge, Frau Weinzierl!" entgegnete ich. „Um so besser werde ich heute schlafen."

„Und wenn der Herr Doktor etwas nötig haben — mein Gott, es war immer mein Ehrgeiz, daß meine Herren es bei mir haben, als ob sie verheiratet wären. Es thät' mir leid, wenn ich den Herrn Doktor auch verlieren sollt' —"

„Haben Sie keine Sorge, Frau Weinzierl, ich denke nicht daran. Gute Nacht!"

Ich kehrte ihr den Rücken, und nun entfernte sie sich mit einem Seufzer. Als die Thür geschlossen war, schob ich sofort den Riegel zu, verhängte das Schlüsselloch und nahm dann den Papierkorb vor. Ich hatte nicht viel Mühe, das Blatt zu finden, denn es lag oben darauf. Freilich hatte Frau Weinzierl recht gehabt — es lohnte diese Mühe nicht. Es enthielt nichts als die Worte: „Geehrter Herr Doktor!" und diese waren durchstrichen. Zwei Striche kreuzten die Zeile, und mittendurch war dann der Riß erfolgt. Was bedeutete das alles?

Am Morgen noch hätte sich meine Phantasie

gewiß darin gefallen, diese Frage zu beantworten. Jetzt kam keine Erregung mehr über mich, ich war stumpf, müde, nur von der Sehnsucht beseelt, zu schlafen und zu vergessen. Regine war ihres Reizes entkleidet und alles war entzaubert für mich. Im Traum aber erschien mir wieder das Bild der alten Frau zwischen den weißen Gardinen, und als ich die Treppe hinaufstürmte und meine Arme um sie schlang, da sah ich die blauen Augen Marthas und preßte meinen Mund auf den ihren. Und dann kam Herr von Soden mit drohend geballten Fäusten und wild funkelnden Augen und schleuderte uns einen so entsetzlichen Fluch entgegen, daß ich mit einem furchtbaren Angstschrei aus dem Schlafe auffuhr, die Hände gegen die Mauer schlagend und die kalten Schweißtropfen im Gesichte. . . .

* * *

Als ich am andern Tage gegen neun Uhr im Begriffe war, auszugehen, um meine Patienten zu besuchen, öffnete sich plötzlich, ohne daß vorher angeklopft worden wäre, die Thür und Stephan Bartok stand in meinem Zimmer.

Ich war so entsetzt über seinen Anblick, daß ich neben meinem Schreibtische stehen blieb und nichts that, als er die Thür abschloß und den Schlüssel zu sich steckte.

Nicht Furcht war es, was mich wie erstarrt auf meinem Platze bleiben ließ. So zögernd und unschlüssig ich auch war, wenn es in meiner Seele haderte, und so schwächlich, unmännlich ich da manchem erscheinen mochte, ich war sofort anders, sowie ich klar sah, sowie ich der Außenwelt ohne innere Bewegung

gegenüberstand. Nie hat es mir an persönlichem Mut gefehlt, und nie bin ich einer Gefahr aus dem Wege gegangen. Hätte mir Bartok auch die Pistole auf die Brust gesetzt, ich hätte darüber nicht gezittert und wäre darüber nicht starr geworden. Was mich erschreckte und festbannte, war der Gedanke an die furchtbaren Leiden, die dieser Mensch erduldet haben mußte, um physisch so zu zerfallen. Die üppige Kraft, die wilde Lebenslust, das herausfordernde Selbstbewußtsein — wo war das alles? Das Gesicht weiß und schlaff, der Nacken gebeugt, die Augen die eines Wahnsinnigen. Ein Riese, dessen Lebensmark plötzlich von einer unheimlichen Gewalt zerstört worden, der, vom Blitz getroffen, sich weiter schleppt und die kraftlosen Arme in ohnmächtiger Wut gegen die Wolken streckt.

„So, Herr Doktor Burg," stammelte er, „jetzt werden Sie mir Rede stehen! Sie werden mir nicht entwischen, wie die Kanaille, die sich meine Schwester nennt. Ich hätte sie erwürgt, aber ich war nicht klug genug für diese Kanaille!"

Die Rede versagte ihm, seine Augen bohrten sich in die meinen. Mir kam plötzlich die Erzählung Arankas in den Sinn — von der Komödie, die er gespielt haben sollte — wie hing das zusammen?

„Ich hätte sie erwürgt," begann er dann wieder, starr ins Leere blickend, „erwürgt, wenn sie mir nicht entwischt wäre, die Schlange! Sie soll sich hüten, mir nochmals unter die Augen zu kommen! Sie, sie war der Teufel — o, ich durchschaue jetzt alles! So eine Nacht, so eine entsetzliche Nacht, da wird es klar im Hirn, man sieht alles! Sie war der Teufel, sie!"

Dann, nach einer kleinen Pause, fuhr er plötzlich heftig auf: „Sagen Sie, Doktor Burg, daß Sie verführt worden sind, daß sie die Kupplerin war! Sagen Sie mir's, denn bei Gott, ich werde richten, alle richten und gerecht sein! Sie sind in meiner Gewalt, Doktor Burg — ein Schritt nach dem Fenster — ein Hilferuf — und ich erwürge Sie, wie ich das Weib erwürgt hätte, das meine Schwester sein will."

War dieser Mensch schon wahnsinnig, oder stand er nahe daran, es zu werden? Ich ließ ihn nicht aus den Augen und entgegnete so ruhig als möglich: „Ich bin jederzeit bereit, Herr Bartok, Ihnen über alles, wovon ich Kenntnis habe, Rechenschaft abzulegen und Ihnen jede Genugthuung zu geben, die Sie verlangen. Ich wollte Ihnen am Morgen nach dem beklagenswerten Vorfalle Aufklärung geben und Aufklärung von Ihnen verlangen, aber nach einer Unterredung, die ich mit Fräulein Aranka hatte, schien mir das überflüssig zu sein, und dann waren Sie ja verreist."

Er lachte auf.

„Mit Aranka? — Und was hat sie Ihnen denn erzählt, die Kupplerin, die Kanaille?"

„Sie hat mir erzählt, daß Sie, Herr Bartok, um sich Ihrer Frau zu entledigen, Komödie gespielt haben."

Ich hatte noch nicht zu Ende gesprochen, und schon war er mit der Wildheit eines Raubtiers auf mich zugesprungen.

Sein Kopf glühte jetzt, seine Augen quollen aus den Höhlen, seine Brust stöhnte unter diesen wilden, kurzen Atemstößen.

„Komödie?“ schrie er auf. „Was für eine Komödie? Daß das Weib, an dem ich, trotzdem ich sie verfluche und zertreten könnte, mit allen Fasern meines Lebens hänge, mich verraten hat? Das Komödie? Herr, was soll das heißen?“

„Beruhigen Sie sich, Herr Bartok! Die Sache wird auch mir immer rätselhafter, aber sie muß sich klären, wenn wir ruhig darüber nachdenken.“

„Das sagen Sie mir — Sie — der das Kleid des Weibes geküßt hat —“

„Das war eine Verirrung — es geschah im Rausch, im Wahnsinn, ich weiß es mir heute nicht mehr zu erklären. Aber ich schwöre Ihnen, daß keine Leidenschaft für Frau Regine in meinem Herzen ist und daß nie zwischen uns auch nur ein einziges Wort gewechselt wurde, das Sie mißbilligen könnten.“

Er sah mich wieder starr an und dann lachte er.

„Dann bin ich also ein Narr, Doktor, das heißt, wenn ich mich von Ihnen zum Narren haben lasse. Sie küssen den Baschlik meiner Frau und sie malt Ihr Bild, und ihr wollt nicht Liebesleute sein? Soll ich mich in den Narrenturm sperren lassen, wie? Ich rate Ihnen, scherzen Sie nicht mit mir, es könnte über mich kommen, und ich könnte gar nichts mehr denken, gar nichts, als Rache, Blut, Mord! Ich habe mir vorgenommen, gerecht zu sein, aber wenn man mich zum Narren hat — hüten Sie sich — hüten Sie sich!“

„Ich leiste Ihnen den heiligsten Schwur, Herr Bartok, daß ich die Wahrheit gesprochen habe. Ich bin ja, wie Sie selbst sagen, in Ihrer Gewalt — untersuchen Sie — richten Sie — und dann meinet-

halben verurteilen Sie! Was ich Ihnen sagen kann, ist nicht mehr als das: Zwischen mir und Ihrer Frau ist nie ein unrechtes Wort gewechselt worden. An jenem Abend oder vielmehr in jener Nacht wurde ich zu einem Kranken gerufen — so kam ich in Ihr Haus. Ich wußte nicht, daß es das Ihre war, ich wußte es erst in dem Augenblicke, da Frau Regine durch die Thür trat. Am andern Morgen hatte ich mit Fräulein Aranka eine Unterredung in der Stephanskirche, und sie sagte mir, daß Sie, Herr Bartok, um von der Ihnen verhaßten Frau befreit zu werden, diese Eifersuchtskomödie arrangiert haben, daß Sie mich holen ließen."

„Aranka — Aranka hat das gesagt?"

„Ja — ich schwöre es — ich bin jeden Augenblick bereit, es ihr gegenüber zu behaupten."

Er sah eine Weile nachdenklich vor sich hin.

Dann sagte er in gedämpftem Ton, wie zu sich selber sprechend: „Wenn es wirklich eine Komödie wäre? Wenn alles ihr Werk wäre? Warum hätte sie sonst gesagt, ich habe Komödie gespielt?"

„Doktor Burg," wandte er sich dann zu mir, „hören Sie mich an! Aranka ist meine Schwester, aber sie ist ein Teufel, sie war mein Dämon. Sie hat es angefacht in mir, dieses Feuer, das mich weiter treibt und weiter. Ich kann einen Menschen erwürgen, ich kann Sie mit einer Hand in die Luft werfen, Doktor Burg, aber da drinnen in meinem Kopfe, da bin ich schwach, viel zu schwach. Ich habe mich betäuben lassen von diesem Weibe, das von einer wilden Gier nach allen Genüssen der Welt erfüllt ist, das mich gehetzt hat: Jage — jage! Erjage mir Geld

und Gut, erjage mir Macht, erjage mir Männer, Sklaven, Hunde! Lange hat es in mir gedämmert, in dieser Nacht aber ist es mir schrecklich aufgegangen: Ich war das willenlose Geschöpf dieses Weibes, ich ließ meine Seele von ihr berauschen und jagte, jagte, wie sie mich trieb. Aber plötzlich fand sie einen Feind, Widerstand, eine Kraft, die der ihren entgegen wirkte. Ich verliebte mich, ich heiratete, heiratete ein armes Mädchen, das ich liebte, wie ein Wilder lieben kann, vielleicht nicht sittsam und romantisch genug, aber heiß, ewig, mit der ganzen Leidenschaft meiner Natur. Nun stand ich zwischen den zwei Weibern, und der Teufel ist stärker geblieben. Ja, der Teufel! Jetzt sehe ich es, wie geschickt sie mir das Gift ins Blut geträufelt hat, Tropfen um Tropfen, wie sie jeden Gegensatz ausbeutete, die Eifersucht stachelte, den Zorn über die arme Dirne, über meine Dummheit erregte, die Geldgier. Sie, sie war es, die Regine los sein wollte, deren Sklave ich sein sollte, damit sie ihre Lüste befriedigen konnte. Es gibt nichts auf dieser Welt, nach dem dieses Weib nicht gierig die Hände streckt, nichts, das ihr nicht den Neid in der Seele weckt. Gier und Neid — Blüte des Jahrhunderts — warum ruft man meine Schwester nicht zur Göttin aus, Doktor? Ja, sie, sie war es, die Komödie gespielt hat; jetzt durchschaue ich das schändliche Gewebe. Von ihr wurden Sie gerufen, von ihr wurden Sie ins Haus gelockt. Sie wollte meine Augen blenden, und sie hat es erreicht. Aber sie hat sich verrechnet, denn sie hat darauf gezählt, daß in mir dasselbe ist wie in ihr, dieselbe maßlose Gier, die keine Grenze kennt, für die es kein

Halt gibt. Vielleicht wäre mir das alles nicht so klar geworden, hätte ich Regine wie ein eifersüchtiger Narr niedergeschlagen, hätte ich ihren Buhlen in meiner Wut erschossen. Aranka hat die Habgier, die Geldsucht in mir erweckt, aber die war nicht stark genug. Sie hat mich erst so umstrickt und bethört, daß ich ihr recht gab und mir sagte: Es ist ja gut, wenn du die arme Dirne los bist und die Millionenerbin heiraten kannst. Und das hat immer und immer gekämpft in mir — bald schrie es auf: schlag zu! — und bald rief es: sei froh, es ist dein Glück! Auch in der Nacht kämpfte es so, dann aber, als es geschehen war, stürmte es herein über mich wie ein rasender Orkan: ‚Scheusal — Scheusal — unwürdiges Tier — niedriger Wurm — der das Weib nicht totschlägt um des blanken Goldes willen!‘ So wühlte es in mir, so riß es mich hin und her. Ich war bethört worden, berauscht worden. Was an Habgier in mir ist, ist fremdes Gift. Aber Rache — Sühne — Gerechtigkeit, das will mein Blut! Ich war bethört, berauscht, und nun kam ich zu mir und erkannte, was ich thun mußte. Die Schmach, die ich mir selbst zugefügt, die Wut über meine Schande schmetterte mich fast zu Boden. Und so kam ich zurück — halb wahnsinnig — mit dem rasenden Durst in der Brust — nach Sühne — nach Gerechtigkeit. Hängt mich auf, schlagt mir den Kopf ab, was frage ich danach! Wer mich getroffen, den treffe ich wieder, ich verkaufe meine Schande nicht um Geld. Und ich zweifelte nicht, die Kanaille habe das Weib verkuppelt — aber nun soll es Komödie sein — Komödie!“

Ich war im tiefsten erschüttert durch diesen lavastromartigen Ausbruch der ergreifendsten Leidenschaft. Genügen Worte, um das Bild wiederzugeben, das ich vor mir hatte? Kann das geschriebene Wort dieses verzehrende Feuer, diesen hirnversengenden Gluthauch atmen, der aus der Brust des halb wahnsinnigen Riesen hervorbrach? Ich zittere, indem ich diese Worte niederschreibe, und mein Herz pocht heftiger, wenn ich an dieses kranke Gesicht mit den geschwellten Stirnadern und den lechzenden Feueraugen denke. Was für furchtbare Schlachten, die in so einer Menschenseele geschlagen werden, was für ein entsetzliches Tosen und Stürmen und Wogen, gegen das der Kampf der Elemente wie ein Kinderspiel erscheint! Und welche Titanenkraft würde nötig sein, um zu schildern, wie ich in jenen unvergeßlichen Minuten erschüttert wurde!

„Komödie!“

Er wiederholte das Wort wohl ein dutzendmal — gläubig und zweifelnd, höhnisch und wütend, nach Rache schreiend und stöhnend vor Schmerz.

„Komödie!“

Kann man denn so mit einer Menschenseele spielen, so erbarmungslos, grausamer als eine Bestie, die mit ihrem Opfer noch Ball spielt, ehe sie es ganz zerfleischt?

„So geschah Ihre heimliche Rückkehr auf Veranlassung Arankas?“ fragte ich nach einer Weile.

Er horchte auf und sah mich unschlüssig an.

„Meine Rückkehr — das ist wahr — sie konnte ja gar keine Ahnung davon haben. Sie wußte nicht, daß ich im Hause anwesend war — die Eifersucht —

der wilde Trieb, Gewißheit zu erlangen, hielten mich zurück. Wenn es doch keine Komödie gewesen wäre — doch keine Komödie?“

Er starrte mich wieder an, dann aber flog es wie ein Licht über seine Züge, und er fuhr fort: „Es war Komödie. Ganz deutlich ist mir jetzt alles. Solch ein Betrug war für diesen Teufel doch zu unsicher. Wie leicht kam das heraus — Sie und Regine konnten sich verteidigen — Beweise beibringen. So dumm ist Aranka nicht — sie ist klug, teuflisch klug. Sie wollte kuppeln, und ich kam ihr in jener Nacht nur in die Quere. Durchschauen Sie jetzt das Gewebe? Dieses abscheuliche, teuflische Gespinst? Kuppeln wollte sie — kuppeln. Und sie glaubte schon so weit zu sein, daß sie einen solchen Schritt wagen konnte. Vielleicht war Regine unwohl, vielleicht redete sie ihr ein, daß sie eines Arztes bedürfe — und dann schickte sie nach Ihnen. So war es, ja so war es. Jetzt mußten sich die zwei Seelen finden, dachte sie, und hatten sie sich gefunden, dann war es kein Kunststück mehr, sie zu verraten und zu überführen. War sie schon so weit, daß sie diesen Schritt wagen konnte? Sie mußte so weit sein, denn sie war zu klug, zu klug. Sie mußte ihre Zeichen — ihre Beweise haben —“

Ich dachte an den Blick Reginens, an die Begegnung bei Frau von Waldstein, und ein Schauer überlief mich. Gewiß war es so, wie Bartok jetzt vermutete. Regine war unwohl, Aranka sprach ihr zu, daß sie einen Arzt befragen müsse, und dann schickte die Schändliche zu mir. Wenn ich an meine Schwäche dachte, dann mußte ich mir sagen, daß sie gut gerechnet

hatte. Und Regine — ihr Blick, ihre Freundlichkeit, ihr Erröten — und dann das Bild —

„Da haben wir ja etwas," fuhr Bartok fort, „das Bild. Aranka war zu klug, um ohne Sicherheit des Gelingens einen solchen Schritt zu wagen. Sie mußte Zeichen erwachender Neigung haben — sie hatte das Bild — vielleicht noch andres. Aber das Bild — soll ich denn trotz allem wahnsinnig werden? Wie kommt Ihr Bild in die Hände Reginens? Was will sie mit Ihrem Bilde, wenn Sie ein gleichgültiger Mensch für sie sind?"

„Vielleicht eine Künstlerlaune."

„Das glauben Sie selber nicht, Doktor. Man malt kein Porträt aus Künstlerlaune. Regine malte nie Porträts. Wenn es doch so gekommen wäre — doch so — wenn sie auch in das Blut des Weibes Gift geträufelt hätte, wie in das meine — wenn sie eine entsetzliche Leidenschaft in ihr angefacht hätte, wie in mir — sie war ein Teufel, der alles vermochte! — wenn ich mich doch täusche und Unsinn zusammenträume — wenn Regine es war, die nach Ihnen sandte — wenn Aranka in ihrem Auftrage handelte und Ihnen dann die Geschichte der Komödie nur deshalb erzählte, damit Ihr Gewissen beschwichtigt werde, damit Sie der Buhlerin die Hand reichen — mein Gott, und ich bin noch nicht wahnsinnig unter diesen entsetzlichen Dingen, ich kann noch denken, spreche noch vernünftig! Sagen Sie mir, daß ich irre rede, daß Sie nicht der Doktor Burg sind, daß ich nicht in Ihrer Wohnung bin, sagen Sie mir doch, daß ich in einer Zelle des Irrenhauses sitze — es kann nicht anders sein!"

Er schlug sich die geballte Faust vor die Stirn und senkte verzweifelnd den Kopf.

„Und warum glaube ich ihm denn?“ murmelte er dann. „Soll er mich auch betrügen, wie die Kanaille? Mir auch entwischen, wie das Weib? Wenn er Komödie spielt wie alle, lügt und betrügt wie alle — wer spricht dann noch die Wahrheit, wer spricht sie dann?“

Was hätte ich gegeben, hätte ich den Zweifel an Regine überwinden können, wäre ich im stande gewesen, ihm zu sagen: Dieses Weib liebt niemand als dich, sie hat nie einen andern geliebt. Jetzt, wo seine Leidenschaft vertobt war und er in ein stilles, schmerzliches Vorsichhinreden versank, sah er noch verfallener aus als in dem Augenblicke, da er in mein Zimmer trat, und mein Mitleid wurde aufs neue erregt.

„Herr Bartok,“ sagte ich, ihm die Hand reichend, die er aber nur leise, wie abwehrend berührte, „spricht denn nichts in Ihrem Herzen dafür, daß Frau Regine Sie liebt und keinen andern?“

„Liebt!“ brauste er auf. „Nie hat sie mich geliebt, oder sie ist kein Weib, sie ist ein Steinbild, sie kann nicht lieben. Ich habe sie mir erobert, ja, aber in den zärtlichsten Stunden der ersten Wochen unserer Ehe hat es mich schon wie Eis überschauert und oft mit Wut erfüllt, daß ich sie hätte erwürgen können mit all ihrer Kälte und ihrem Stolz. Und wie dann die Gespenster herankamen: daß sie mich nur geheiratet des Geldes wegen, daß sie mich verachtete, weil ich nicht so zartgeschnitzt war wie sie, daß sie vor mir zurückscheute wie ein zimperliches Prinzeßchen vor einem

rohen Landsknecht. Und dann, daß ich das glänzendste Geschick von mir gewiesen und mich jetzt mit Dingen herumschlug, die mir in tiefster Seele zuwider waren, und doch keine Spur von Glück in mein Haus gezogen war. Da hatte ich eine Puppe sitzen, eine schöne Puppe, aber eine starre, hölzerne Puppe, die mich mit verwunderten Augen ansah, als wollte sie mir immer sagen: Und du bist ein Mensch? Wie schaudert's mich vor dir! Wäre es nur einmal aus ihr hervorgebraust, wie aus mir, und wenn sie mir nicht leidenschaftlich um den Hals fallen konnte, hätte sie mich doch geschlagen, mit den Fäusten geschlagen, daß ich gesehen hätte, sie lebt, ich existiere für sie, daß ich sie wieder hätte schlagen und bezwingen können! Und Aranka, wie sie meinen Groll schürte, wie sie mich beständig mit feinen Nadelstichen reizte — und so wird sie's auch bei dem Weibe gethan haben! Ich haßte Regine endlich, haßte sie, obwohl ich voll von Leidenschaft war, und ich haßte sie so sehr, daß ich meine Eifersucht überwand, daß ich mich als Triumphator fühlte in dem Augenblick, da ich sie aus meinem Hause stoßen und ihr sagen konnte: ‚Danke — danke für alles — nun werde ich mir eine Frau holen, die keine arme Dirne ist, die mir Millionen ins Haus bringen und doch mehr Achtung und Liebe für mich empfinden wird als die arme, von der Straße aufgelesene Dirne. . . .‘ Ja, ja — so war es — nicht die Gier allein ließ mich so handeln, die gemeine Habgier — nein, der Haß, die Freude, triumphieren zu können, bei all ihrem Verrat stärker zu sein als sie. Aber wie schwach bin ich geworden, wie furchtbar bin ich zusammengebrochen!

Tausendmal stärker ist doch die Leidenschaft in mir, und so oft ich mir zurief: Freue dich — du bist ja nun von dem Weib befreit, das dich nicht glücklich machte — und von den elenden Sorgen — du wirst dir ein Weib nehmen, das dich mit einemmal hinaushebt über dieses öde Wühlen nach Besitz — du wirst nun nicht mehr leiden, sondern genießen — mit vollen Zügen das Leben trinken — — bah! So oft ich mir das alles auch zurief, es war umsonst. Ich sah immer wieder das Bild, wie das Weib, das mein war, sich in die Arme eines andern wirft, und das hat furchtbarer geschmerzt als Skorpionenstiche, als glühende Eisen. Und endlich hat es mich zurückgetrieben; noch eine solche Nacht, und ich hätte mich selber erwürgt, um dieser ohnmächtigen Wut, dieser brennenden Schmach zu entrinnen. Nie, sage ich Ihnen, hat ein Mensch solchen Abscheu vor sich empfunden, und ich kam mir vor wie ein Schurke, der sein eignes Weib verkauft. Wohin hatte mich dieser Teufel getrieben, dieser gierige, neidische Teufel! Was war aus mir geworden! Drum sollte sie zuerst daran und dann ihr — ihr solltet büßen, was ihr verbrochen hattet!"

Er sprang auf, und seine Hände legten sich wie eiserne Fesseln um die meinen, sein glühender Atem schlug mir ins Gesicht.

„Kein Duell, Doktor, keine Maskerade. Erwürgt hätte ich Sie, mit diesen Händen erwürgt wie ein Henker! Aber ich muß Ihnen glauben, ich weiß nicht warum, aber ich muß. Und wenn Sie mich doch belügen, ich werde Sie finden, wo immer Sie sich verstecken, und ich werde keine Gnade kennen, keine. Auch

für Regine keine Gnade — krümmen soll sie sich im Schmerz vor mir, die Schlange — o mein Gott, so retten Sie mich doch, sagen Sie mir doch, daß Aranka auch dieses Bild ins Haus geschmuggelt hat, daß kein sündiger Gedanke in ihre Seele gekommen ist — betrügen Sie mich, betrügen Sie mich, blenden Sie mir die Augen, daß ich nur das nicht mehr sehe!"

Er fiel wieder auf den Stuhl und barg den Kopf in den Händen. Ich dachte daran, daß mir Regine schreiben wollte, daß vielleicht jede Minute ein Brief von ihr eintreffen konnte.

Aber was würde dieser Brief enthalten? Ich zitterte bei dem Gedanken, wenn er Bartok in die Hände fiel. Was konnte er anders enthalten, als Worte, die diesen Menschen tobsüchtig machen mußten, wenn er sie las?

Ich war jetzt mehr als je überzeugt, daß Regine in der unbefriedigten Sehnsucht ihres Herzens auf Irrwege geraten war. Vielleicht hatte sie geglaubt, diesen Mann zu lieben — ihn lieben zu können — dann aber hatte die Wildheit seiner Natur sie zurückgestoßen, und immer tiefer war die Kluft zwischen den beiden geworden. War es unwahrscheinlich, daß ein Weib wie Regine, ein von allen bewundertes und begehrtes Weib, das nur von dem einen, der ihr Mann war, nicht gewürdigt wurde, ein Weib mit der Sehnsucht nach Verständnis und Freundschaft im Herzen, daß ein solches Weib endlich wärmer und wärmer an einen Menschen dachte, der ihr sympathisch war? Und wenn mein Bild auch wirklich von Aranka ins Haus gebracht worden war — um die Eifersucht Bartoks zu erwecken oder

die Neigung Reginens zu fördern — sprach nicht jener unvergeßliche Blick genug, jener Liebesblick voll geheimer Freude, voll stiller Wonne, voll Zärtlichkeit und Sehnsucht? Kann ein solcher Blick täuschen — konnte das Erröten täuschen, mit dem sie mich empfing? Immer wahrscheinlicher wurde es mir nun, daß Aranka Komödie gespielt hatte, aber keine grobe Betrugskomödie, sondern eine feinere, die kaum fehlschlagen konnte. Sie war es gewesen, die mit dämonischer Freude die Gemütsstimmung des armen Weibes benutzte, um sie empfänglich für eine neue Leidenschaft zu machen. Sie war es gewesen, die das leise Flämmchen immer aufs neue nährte, bis es zur Flamme erwuchs; die Reginens Gedanken auf mich lenkte, ihr in harmloser Weise mein Bild in die Hände spielte und mich rufen ließ, als Regine unwohl war. Sie hatte mir am andern Tage die Lüge erzählt, daß Bartok sich durch eine Komödie seines Weibes entledigen wolle, damit der Zorn über den Elenden und das Mitleid mit dem Weibe meine Leidenschaft entfachten, damit, wenn Regine zu mir kam, wenn sie meinen Schutz, meine Vermittelung erflehte, jeder Rückweg abgeschnitten war. Sie hatte klug gerechnet — teuflisch klug! Nur die Charakterstärke, nur das weibliche Schamgefühl Reginens hatten sie vor dem Sprung in den Abgrund bewahrt — ein Zufall hatte mich davor geschützt. Und standen wir nicht trotzdem knapp am Rande des Abgrunds? Konnte uns nicht noch immer der Schwindel erfassen und uns hinunterreißen? Was würde mir Regine anders schreiben, als das Geständnis ihrer Liebe! Was wäre geschehen, wenn ich

gestern zu Hause gewesen wäre und sie mich gefunden hätte! „Geehrter Herr Doktor!“ hatte sie geschrieben, und das Blatt hatte sie erst zerrissen, nachdem sie diese Worte durchstrichen. Diese Worte waren es also, die ihr nicht gefielen, die dem nicht entsprachen, was in ihrem Herzen war. Deshalb durchstrich sie die Schrift; als sie aber anders beginnen wollte, überwältigte sie die Scham — sie gab ihr Unternehmen auf, sie wollte überlegen, eine neue Form finden — ich verstand sie, wie schwer ihr das fallen mußte. Ja, sie liebte mich, ich konnte daran nicht zweifeln, ich wagte es aber auch nicht, Bartok darauf vorzubereiten, daß er seine Frau verloren hatte. Und wenn nun der Brief kam, wenn Bartok ihre Handschrift erkannte, wie sollte ich diese Gefahr beseitigen, ohne seinen Argwohn zu erregen?

Es war die Zeit, zu welcher der Briefträger die zweite Post brachte, und so oft ein Schritt die Treppe heraufkam, horchte ich ängstlich. Aber der Schritt ging immer vorüber, und endlich war es so spät geworden, daß kaum mehr ein Brief zu erwarten war. Der Briefbote hatte das Haus längst verlassen, oder er war gar nicht dagewesen — Regine hatte noch nicht geschrieben — diese Gefahr war beseitigt. Aber was weiter — wie den Unglücklichen aus dem Hause bringen, und wie es verhüten, daß er nicht Regine aufsuchte und sich zu einer Gewaltthat hinreißen ließ?

Drüben bei Frau Weinzierl erscholl die Glocke. Die Thür meines Arbeitszimmers ging nach dem Korridor, und jeder Ton klang von draußen herein. Was ich aber nun hörte, war eine unbekannte Stimme — nicht die Stimme Reginens — und ein Stein fiel mir vom Herzen.

Ich atmete auf, und meine Augen begegneten denen Bartoks. Hatte er in meiner Seele gelesen?

„Sie wollen mich los sein? Nicht wahr? Es wäre Ihnen am liebsten, wenn ich ginge," sagte er.

„Es ist allerdings spät geworden, und ich sollte zu meinen Patienten," erwiderte ich.

Nun huschte ein Lächeln über seine Lippen, und der listige Zug, der mir sonst wiederholt in seinem Gesichte aufgefallen war, wurde wieder sichtbar.

„Zu Ihren Patienten! Ein junger Doktor wie Sie, meine ich, hat noch genug freie Zeit zur Verfügung. Pardon — ich wollte Sie nicht beleidigen. Nehmen Sie's als einen Scherz, obwohl ich jetzt verdammt wenig Lust zum Spaßen in mir fühle! Haben Sie vielleicht einen schweren Fall — der Sie zu großer Eile drängt?"

„Nein, Herr Bartok."

„Dann muß ich mir die Freiheit nehmen, hier zu bleiben — sonst hätte ich Sie begleitet. So aber ist es besser, zu bleiben, damit wir gleich bei der Hand sind, wenn es nötig sein sollte."

Unsre Augen begegneten sich wieder.

„Was meinen Sie damit?" fragte ich.

„Daß hier in diesem Zimmer die Entscheidung fallen muß. Daß ich hier erfahren muß, woran ich bin, und was ich zu thun habe. Sie wissen nicht, wo sich Regine befindet?"

„Nein."

„Ihr Wort darauf?"

„Mein Wort."

„Dann werden Sie es sicher bald erfahren. Sie

erwarten Nachricht von ihr — leugnen Sie es nicht. Wozu auch? Ist es nicht eine selbstverständliche Sache, daß sie zu Ihnen kommt? Ich meine selbstverständlich auch dann, wenn sie das Opfer eines Irrtums, einer Komödie ist. Kann der Stolz denn so weit gehen, daß man solche Schmach auf die Dauer stumm erträgt? Sie hat sich nicht verteidigt, sie hat mein Haus verlassen. Wenn sie nun wirklich schuldlos ist, glauben Sie nicht, daß endlich das Gefühl der Empörung doch alles andre in ihr überwinden muß? Daß sie nicht mindestens die Scham vor Ihnen dazu drängen wird, sich zu reinigen? Und dann, wenn eine Komödie gespielt wurde, dann kam das alles so unerwartet über sie, daß sie wohl im ersten Augenblick verblüfft war. Aber jetzt wird es um so heißer in ihr brennen, zu erfahren, wie denn das alles so kam. Kurz und gut, Sie werden nicht ohne Nachricht von ihr bleiben, und wenn ich es Ihnen auch nicht vom Gesichte gelesen hätte, ich wäre doch darauf gekommen. Wissen Sie, daß ich mir schon sagte — wer weiß, ob sie nicht hier ist? So unklug würden Sie nicht sein — nicht wahr? Es war ja auch nur ein Einfall, und sehen Sie — trotzdem ist es mir, als müßte sie hier gewesen sein, als wäre noch etwas von ihrem Atem in diesem Zimmer. Das ist toll, Doktor — nicht wahr — so etwas fühlt man nicht. Ich glaube selber nicht daran, daß es so feine Empfindungen gibt — und doch muß etwas in unsren Nerven sein, was uns bis jetzt über den Verstand geht. Oder was ist denn das in mir, das stärker ist als mein Wille, stärker als *mein* Wille, stärker als der Verstand, der mir zuruft:

Laß sie doch laufen, laß doch die Dinge gehen, wie sie gehen wollen, besser für dich ist es doch, wenn du die Reiche heiratest und die Welt genießt! Können Sie das Rätsel lösen? Und warum es mir ist, als fühlte ich ihren Atem, als sähe ich sie durch das Zimmer schreiten, und mir dabei sage — wenn sie wirklich hier gewesen wäre, ihren Atem könnte ich doch nicht fühlen. Bah, Doktor! Wenn sie nicht hier gewesen ist, kommen wird sie. Oder ein Brief von ihr, der Ihnen mitteilt, wohin sie geflohen ist, der nach Ihnen verlangt. Habe ich recht?"

„Ich glaube nicht, daß Frau Regine mir etwas zu schreiben hat, und noch weniger, daß sie hierher kommen wird," erwiderte ich achselzuckend.

„Und ich sage Ihnen, daß etwas geschehen wird, daß wir etwas erleben werden. Ich bleibe hier, ich bleibe in Ihrer Gesellschaft — oder denken Sie daran, Gewalt gegen mich zu brauchen?"

„Ich denke nur, daß Ihre Erregung Ihr Benehmen entschuldigt, daß Sie Mitleid verdienen und ich Ihnen meine Unterstützung schuldig bin. Geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie, im Falle wir wirklich etwas erleben sollten, sich jeder Gewaltthat enthalten werden. Bitte — ich verlange es nur gegen das meine, daß ich Ihre Frau nie anders gekannt habe, als eine Fremde, der man in einem Salon begegnet."

„Was bedarf es dann des Wortes?"

„Es könnte ja immerhin sein, daß ein Wesen wie diese arme, unglückliche, beleidigte Frau in der krankhaften Stimmung ihres Gemütes, einer jähen Wallung folgend, die sie vielleicht in der nächsten

Sekunde schon selber wieder bereut, zärtlicher eines Mannes denkt, als sie sollte; eines Mannes, an den sich ihr krankes Gemüt wie an ein Traumbild klammert, den sie gar nicht wirklich liebt, in dessen Person sie nur das Ziel ihrer Sehnsucht verkörpert, und vor dem sie vielleicht sogar zurückschreckt, wenn sie sich der äußeren Aehnlichkeit ihrer Empfindung mit dem, was wir Liebe nennen, bewußt wird.“

„Fein ausgedacht, Doktor,“ unterbrach er mich, „sehr fein ausgedacht. Sie können ja recht haben, es kann so etwas geben, wenn es auch fürchterlich zu denken ist, denn eine solche Frau betrügt nicht bloß ihren Mann, sie betrügt auch sich selbst, und wenn ich mich in eine solche Frau hineindenke, dann habe ich das Gefühl, daß ich mich sofort umbringen müßte. Aber das schwöre ich Ihnen, wenn meine Frau eine Närrin ist, dann will ich auch kein Wort wider sie sagen, dann sind wir beide eben die Opfer eines fürchterlichen Geschicks geworden. Warten wir das ab. Ich bleibe hier, und Sie leisten mir Gesellschaft. Sie sind in meiner Gewalt, und ich werde diese Gewalt nicht aus den Händen geben, ich werde mich nicht übertölpeln lassen. Wollen Sie mir Ihre Unterstützung wirklich leihen, um so besser. Wenn Sie recht haben und alles nur Komödie und Irrtum ist, dann werden Sie in mir einen Freund haben, Doktor Burg, der sich für Sie die Glieder aus dem Leibe reißen läßt. Geben Sie mir die Hand — ich glaube Ihnen ja gern — aber ich muß hier bleiben, muß sehen, was geschieht. Schlagen Sie ein!“ —

Ich fürchtete seine Drohungen nicht, obwohl ich der

Ueberzeugung war, daß er auch vor dem Aeußersten nicht zurückschrecken würde. Ich dachte nie weniger an meine Sicherheit, an mein Leben, als in diesem Augenblicke. Aber es lag etwas so Bezwingendes in dem Willen dieses von dämonischen Leidenschaften zermalmten Menschen, dieses Riesen, in dessen Augen bald ängstliche Erwartung, bald grause Furcht und bald jäh aufblitzende Hoffnung zu lesen war, daß ich kein Wort der Weigerung sprach und mich ruhig fügte. Gefangen in meinem eignen Hause, wartete ich mit steigender Spannung der Dinge, die da kommen sollten, und jetzt noch kann ich nur mit heftiger Erregung an diese seltsamste Situation meines Lebens zurückdenken.

* * *

Wie die Jahre kommen und gehen und endlich traumhafte Schleier selbst über die Dinge breiten, die mit den Gipfelpunkten unsers Lebens verwebt waren! Wenn man nach so langer Frist an das Entschwundene zurückdenkt, glaubt man oft, es müßte ein andrer Mensch gewesen sein, der all das erlebt hat, man glaubt Erzähltes wieder zu hören und kann sich kein rechtes Bild davon machen, wie man selbst sich in diesen Lagen benommen haben würde — oder man macht sich ein Bild, das dem wirklichen nur sehr, sehr wenig gleicht. Wie anders sieht es doch in unsrer Seele aus in zehn und wieder zehn Jahren! Wir lesen ein Buch, von dem wir damals im Innersten entzückt waren, und begreifen nicht, daß es uns jetzt schal und öde, blutleer und geistlos erscheint. Wir denken an das Erlebte zurück und können es nicht glauben, daß wir damals so kindisch waren und das

Glück auf jedem Zweige sitzen sahen, der unter dem Griff unsrer Hände zurückschnellte, während wir nun längst gelernt haben, daß das ganze Glück und die ganze Kunst des Lebens darin besteht, bescheiden und milde zu sein, alles zu verstehen und still zu verzichten.

Und doch — wie schmerzlich es sich unter diesen Schleiern auch regen mag, wie toll uns unser Gebaren vielleicht erscheint — es leuchten auch so süße, glänzende Bilder hervor, wie sie uns das Leben nie wieder gab und nie wieder gibt. Was uns auch beschert wird an Macht und Größe, wie uns das Wachsen unsers Geistes auch mit Stolz und Freude erfüllen mag, in was für wahnsinnigen Genüssen wir auch geschwelgt haben — es gibt kein Bild, das an Glanz wetteifern kann mit den Augen des jungfräulichen Wesens in jener Stunde, da sich ihr die höchste Wonne des Daseins in den zärtlich geflüsterten Worten erschloß: „Hab mich lieb!"

Der Tag steht wie der leuchtendste Frühlingstag vor mir, und doch war es noch Winter. Die Luft war mild und sonnig, aber in den Straßen lag noch der Schnee, die Dächer waren noch weiß gefleckt, und von den Aesten der Bäume wirbelten statt der Blüten nur ab und zu kalte glitzernde Sterne hernieder.

Aber wie schwellte und blühte es in meiner Brust! Welcher Zauber lag auf den grauen Häusern der alten Königsstadt, wie frühlingsselig rannte ich durch das vom Schnee umsponnene Buschwerk des Stadtparks, durch die toten Alleen des Wenzelsplatzes!

Ich hatte mir das Haus so genau beschreiben

lassen, daß ich jedes Gäßchen in jenem Teile Prags kannte, den ich vom Bahnhof aus durchschreiten mußte. Ich brauchte nicht zu fragen und nicht zu überlegen, alles war wie ein fertiges Bild in meinem Kopfe.

Meine ganze freudlose und liebeleere, nur von Sehnsucht erfüllte Jugend war versunken und vergessen. Zum erstenmal war ich ein Kind — als Mann, dem der Bart schon dicht um Kinn und Wangen wuchs. Zum erstenmal ein Kind, das nicht bloß kindisch dachte und kindisch litt, das auch kindisch jubelte und sich kindisch freute wie das glücklichste Kind der Welt.

Erst als ich vor dem geschlossenen braunen Thore mit den in der Sonne glänzenden gelben Messingdrückern stand, wurde ich etwas ernster. Es war doch sonderbar, in dieses Haus so jäh hereinzufallen mit der Frage nach einem Mädchen, das man vielleicht vor mir verbarg. Frau von Waldstein hatte mir mitgeteilt, daß Herr von Soden infolge eines Telegramms seiner Schwägerin nach Prag gereist war. Handelte es sich um die Heirat mit dem Grafen Dubinsky — handelte es sich um mich, der Post und Telegraph etwas unvorsichtig benutzt hatte — jedenfalls wurde ich hier nicht als willkommener Gast empfangen. Eine Frage nach Martha würde mir sogar wahrscheinlicherweise das Haus sofort verschließen — und Herr von Soden — ach, was lag mir an allem andern, wenn ich nicht Martha wenigstens Eins zurufen konnte: daß ich da war, weil ich sie liebte!

Unschlüssig stand ich vor dem Thore und starrte bald die Fruchtguirlanden an, die in das Holzwerk geschnitten waren, und bald die Spiegelfenster, die so

einladend zu mir niederblickten, wie die freundlichsten Menschenaugen.

Sollte ich dieser Einladung folgen, oder erst spähen, warten, bis ich vielleicht Martha aus dem Hause treten sah?

Jetzt bemerkte ich eine Gartenmauer an der linken Seite des Hauses. Es war eine sehr niedrige, mit einer Balustrade gekrönte Mauer aus gelblichem Stein — wie leicht war es, diese Mauer zu überspringen — in der stillen Straße sah mich gewiß kein Mensch!

Aber im nächsten Augenblicke schon sah ich das Kindische dieses Vorhabens ein. Welche Folgen konnte solch ein thörichter Streich nach sich ziehen! Und vielleicht gehörte der Garten überhaupt nicht zu dem Hause.

Ich schritt weiter und bemühte mich, zwischen den Balustres hindurchzusehen. Der Garten schien doch zu dem Hause zu gehören — und jetzt — was war das? — Kam dort nicht eine weibliche Gestalt den breiten Hauptweg herab, die ich an jeder Bewegung, an jeder Linie ihres Körpers erkannte, obwohl sie mir den Rücken zukehrte?

Sie war schwarz gekleidet, die blonden Haare hingen in einem schlichten Zopf nach rückwärts. Langsam schritt sie den sich zwischen hohen und niederen Gebüschgruppen hindurchwindenden Weg hinan, und es schien mir, als müßte sie die Hände gefaltet haben.

Martha! Was für eine unendliche Zärtlichkeit ich in diesem Augenblicke empfand, was für ein süßer Schauder über meinen Körper floß!

Ich vergaß alles andre, schwang mich auf die

Mauer, kletterte über die Balustrade und sprang in den Garten hinab.

Ein rascher Blick hatte mich belehrt, daß ich auf dem schmalen Fußpfade, der unmittelbar vor mir über den winterlichen Rasen lief, weiterschreiten mußte und ihr dann gerade entgegentrat.

Als sie mich erblickte, erschrak sie und wich einen Schritt zurück. Dann aber blieb sie stehen und ein schmerzliches Lächeln glitt über ihre Züge.

„Bruno — du — hier — und so —?"

Ich stürzte auf sie zu und faßte ihre Hände.

„Martha — verzeih! Mir ist, als hätte ich dich eine Ewigkeit nicht gesehen!"

Ja, eine Ewigkeit mußte wohl seitdem vergangen sein. Wie bleich sie aussah, wie krank! Welche Trauer auf dem schmalen Gesichtchen lag! Und wie ihre Augen, diese sanften, hellen Augen verwundert auf mich sahen, als stünde eine Erscheinung aus einer andern Welt vor ihr!

Und dann schüttelte sie plötzlich den Kopf und löste ihre Hände aus den meinen.

„Nein, nein, nein — Bruno — was machst du hier?"

„Muß ich dir's sagen?"

„Ich verstehe dich nicht — ich verstehe nichts mehr."

„Aber daß ich dich lieb habe, Martha, verstehst du auch das nicht? Und du liebst mich wieder — nicht wahr?"

Ein Zittern lief über ihre Gestalt, ein jähes Rot färbte ihr Wangen und Stirn, und dann schwankte sie, als müßte sie zu Boden stürzen.

Aber meine Arme umfingen sie rasch, ich hob sie empor und trug sie zur nächsten Gartenbank. Mein Herz klopfte zum Zerspringen, und meiner Sinne nicht mehr mächtig, drückte ich meine Lippen auf die ihren.

Und da flog das Zittern wieder über ihre Gestalt, sie öffnete die Augen und sah mich mit einem Blicke an, in dem die Wonne eines neuen Lebens lag — für sie und für mich.

Ich kniete vor ihr und preßte ihre Hände leidenschaftlich an mein Gesicht. Und dann streckte ich wieder meine Arme aus — ihre Augen senkten sich, ein tiefes Rot schoß über ihre Wangen, und ihre Brust hob sich heftig. Dann aber fuhr sie plötzlich erschreckt auf, stieß mich zurück und sah mit einem Blick voll entsetzlicher Angst nach dem Hause.

„Sie wollen es nicht, Bruno!“ stammelte sie. „Sie wollen es nicht, sie hassen dich, ich weiß nicht warum, und es muß etwas Fürchterliches sein, woran sie denken. Mein Gott, was haben sie denn, warum drängen sie sich zwischen uns?“

„Hat man dir gedroht, Martha?“

„Nein. Man drang nur in mich, die Werbung des Grafen Dubinsky anzunehmen — ohne Eile, ohne Härte. Dann aber sah mich plötzlich die Tante ganz anders an als bisher — ernst und finster — Papa kam, und er sah aus, daß ich erschrak vor ihm, und dann war nie von etwas anderm die Rede, als von dem Grafen, den man mit allen möglichen herrlichen Eigenschaften schmückte. Ich habe ja nichts gegen ihn, ich bin ihm nicht feind, und daß er krank ist, wie du mir schriebst, würde ihn mir nicht entfremden.

Wenn ich ihn lieb hätte, dann könnte er der elendeste Mann der Welt sein und mir beständigen Kummer bringen, ich würde nicht ‚Nein‘ sagen, ich würde ihn nicht verlassen. Aber was ist denn das so Furchtbares, daß ich ihn nicht liebe, daß ich ihn nicht zum Manne will? Was ist da so Furchtbares dabei, daß es wie der Tod in unserm Hause herumgeht, und die Menschen, die mir am nächsten stehen und nie anders zu mir waren, als gut, so plötzlich verwandelt sind? Was ist denn das für ein Schreckliches, Ungeheuerliches, von dem sie sprechen?“

Ein entsetzlicher Verdacht stieg in mir auf. War es doch so weit gekommen, war es schon so weit gekommen, daß man dieses düstere Verhängnis dazu benutzte, um ehrgeizige Wünsche durchzusetzen? Wenn Marthas Vater das nicht anerkannte, was ich ihm zu sagen hatte, wenn er das längst wußte und nun mit mir Komödie spielte, um sein Kind zu der Vermählung mit dem Grafen zu zwingen? Was sollte ich thun, wenn er — er, der Vater! — trotz allem zu seinem Kinde sagte: „Dieser Mann ist dein Bruder — laß ihn — erspare deinem Vater die Schande, daß er dich zwingen muß!“ Was konnte Martha thun, was würde sie thun, wenn er sie fragte, ob sie wolle, daß er seine Schande öffentlich mache, daß er sie durch das Gesetz hindere, einen Mann zu heiraten, der wahrscheinlich ihr Bruder war?

In meinem Kopf brauste es, als ob sich Mühlräder darin drehten. Nun, da ich das Glück festzuhalten glaubte, sollte ich nun doch noch im letzten Augenblicke scheitern?

Martha sah mich fragend an, ich war nicht im stande zu antworten.

„Hast du eine Ahnung von diesem Schrecklichen?“ fragte sie mit bebender Stimme.

„Und du — du hast keine Ahnung? Was haben sie zu dir gesprochen?“

„Zu mir nichts. Aber der Zufall ließ es mich hören, wie Papa zur Tante sagte: ‚Sie muß Dubinsky heiraten. Wir müssen alles in Bewegung setzen, alle Mittel anwenden, damit sie ‚Ja‘ sagt und die Sache aufs schleunigste entschieden wird. Denn das ist der einzige Ausweg, der einzige. Das Entsetzliche ist geschehen, und ich weiß nicht, wie ich sonst das Entsetzlichste verhindern sollte, denn nie darf sie das erfahren, nie! Ich würde ihr nicht mehr in die Augen sehen können, ich müßte mich schämen vor meinem eignen Kinde.‘ Das hörte ich, und das hat mich ganz verwirrt. Was geht denn vor, Bruno, was bedeutet das alles?“

Eine Last war von meinem Herzen gesunken. Ich erinnerte mich der Worte, mit denen mir Frau von Waldstein den Charakter Sodens und den Zustand, in dem er sich befand, geschildert hatte. Das war also wirklich so — sie hatte sich nicht getäuscht — und mein Verdacht war grundlos. Dieser Mann, dessen Ehrgefühl so tief war, der so rührend empfand, daß er selbst im Augenblick der Gefahr es nicht über sich brachte, zu dem Kinde von dem Fehler der Mutter zu sprechen, von diesem Manne hatten wir nichts mehr zu fürchten. Das Glücksgefühl, mit dem ich gekommen war, stieg wieder mächtig in meiner Brust

empor, meine Augen sahen plötzlich den Himmel offen, und ehe Martha es hindern konnte, hatte ich sie mit einem Jubelruf umschlungen und zog sie an meine Brust.

Aber schon in der nächsten Sekunde sprangen wir beide im tiefsten erschrocken auf.

Von dem Hause her wurde plötzlich wildes Getöse hörbar. Erregte Stimmen — weibliche und männliche — Hilferufe — Drohworte — der Lärm zu Boden geworfener Gegenstände — dann ein Schuß und das Klirren niederfallender Glasscheiben.

Martha war sofort den Weg hinabgeeilt, und schon war sie meinen Blicken entschwunden. Nun wollte ich ihr folgen, aber der Gedanke, wie übel mein Eindringen in das Haus gedeutet werden könnte, hielt mich zurück.

Aber da kam auch Martha schon wieder — schwankend — mit entsetzlich verstörtem Gesicht — die Augen voll Thränen.

„Flieh, Bruno, flieh!“ rief sie mir entgegen. „Es ist alles zu Ende — flieh!“

„Was ist vorgefallen? Warum soll ich fliehen?“

„Papa hat dich gesehen — er hat auf dich geschossen — die Leute sagen, er sei tobsüchtig geworden — flieh, um Gotteswillen, flieh!“

„Es kann so schlimm nicht sein.“

„Mein Vater ein Mörder, und durch mich! Wahnsinnig, und durch mich! Willst du noch mehr? Flieh — ich bitte dich flieh! Wir werden uns nicht mehr sehen — es darf nicht sein!“

„Du bist krank, Martha, aufgeregt, sie haben dich verwirrt!“

Sie schüttelte krampfhaft den Kopf und wich zurück, als ich mich ihr nähern wollte.

„Also doch — doch! Ja, ja — entsetzlich, ungeheuerlich — so muß es sein. Und deshalb mußte es so kommen. Ein Mörder — und wahnsinnig — ja, ungeheuerlich muß es sein.“

„Aber es ist nicht so!“ unterbrach ich sie heftig. „Sei nur ruhig und habe Geduld, alles muß sich wenden. Es ist nicht so, und dein Vater ist auch nicht wahnsinnig. Laß mich zu ihm!“

Sie wehrte mit den Händen ab, aber ich rannte an ihr vorbei, ohne mich halten zu lassen, gerade nach dem Hause. Auf der Treppe kamen mir Diener entgegen — ich hörte nicht auf sie, und dann stieß ich sie, unbekümmert um die Folgen, mit übermenschlicher Kraft zurück. Eine Sekunde später stand ich in dem Zimmer, aus dem noch immer das Wutgeschrei des alten Mannes und die jammernden Stimmen der Frauen ertönten.

Ja, er sah aus wie ein Wahnsinniger, mit rollenden Augen, keuchender Brust und schäumenden Lippen. Sein Gesicht war dunkelrot, und die Adern an seinen Schläfen waren so hoch geschwollen, als ob sie jeden Augenblick bersten müßten. Zwei Diener hielten ihn an den Armen fest, ein dritter an der Schulter, während die Schwester und eine andre, jüngere Dame daneben standen und ihn unter Thränen baten, ruhig zu sein und sich zu fassen.

In dem Zimmer schwebte noch der weiße Rauch des Pulvers langsam nach dem Fenster. Dieses war zur Hälfte geöffnet, die geschlossene Scheibe war zer-

splittert. In der Mitte des Raumes, auf dem mit einem persischen Teppich bekleideten Fußboden lag ein Terzerol.

Als Soden mich erblickte, kam es wie eine Erstarrung über ihn. Sein Gesicht wurde fahl, seine Hände begannen zu zittern. Ich sagte mir, daß darauf wahrscheinlich ein neuer, noch heftigerer Ausbruch seiner Wut folgen würde, und benutzte rasch die günstige Gelegenheit.

„Herr von Soden,“ begann ich, während ich ein paar Schritte vortrat, „nur ein entsetzlicher Irrtum hat die Dinge so weit kommen lassen. Was Sie glauben und fürchten, ist unbegründeter Verdacht — ich habe die Beweise dafür. Nichts von all dem ist wahr. Ich bin nach Prag gereist, um Sie aufzusuchen und Ihnen Ihre Ruhe wiederzugeben. Bitte, lesen Sie diese Papiere, und Sie werden sich überzeugen, daß der Roman meines Lebens ein ganz und gar andrer ist, als wir beide vermuteten! Wenn Ihre Kugel mich getroffen hätte, dann würden Sie noch hundertmal, tausendmal fürchterlichere Schmerzen zu erdulden gehabt haben, als in den letzten Tagen. Alles war Trug, und dieser Trug hätte uns zum entsetzlichen Verhängnis werden können, hätte es sich nicht doch noch anders gewendet. Beruhigen Sie sich, Herr von Soden! Ich schwöre Ihnen, daß Sie sich getäuscht haben, und daß Sie dies sofort einsehen werden. Bitte, lesen Sie diese Papiere, und ich bin überzeugt, daß Sie mir dann gern in Frieden die Hand reichen werden! Es ist eine furchtbare Saat, die die Lüge streut, und es kommt mir jetzt selbst wie ein Wunder vor, daß

wir gerettet wurden. Aber lesen Sie — lesen Sie — dann werden Sie sehen, daß das Wunder kein Traum ist, und daß alles wieder gut ist, daß Sie sich Ihres Lebens wieder freuen können!“

Die Veränderung, die während dieser Worte mit ihm vorging, bewies mir, daß ich mich nicht getäuscht hatte, daß er nichts weniger als toll war. Die furchtbare Aufregung schwand, und seine Vernunft gewann wieder die Oberhand über den Sturm des Blutes.

Er nahm die Papiere, die ich seiner Schwester gereicht hatte, und betrachtete sie mißtrauisch, blätterte ein wenig darin und sagte dann ruhig: „Warten Sie hier, bis ich wiederkomme und gelesen habe! Sie brauchen nichts mehr zu fürchten, in keinem Falle! Es war ein Augenblick der Selbstvergessenheit, ein alter Mann sollte sich beherrschen können. Verzeihen Sie mir!“

Dann verließ er das Zimmer, und die Damen luden mich zum Sitzen ein. Martha lehnte bebend an dem Thürrahmen, die Diener blieben stehen, wo der Alte sie verlassen hatte. Niemand sprach ein Wort — was mochte jeder empfinden?!

Aber schon zwei Minuten später öffnete sich die Thür des Nebenzimmers wieder und Soden trat heraus.

Er schien ganz ruhig zu sein. Sein Gesicht war bleich, sein Gang unsicher. Keine Spur von Zorn war mehr in seinen Zügen zu lesen, die sanfter und weicher erschienen, als sie es je waren.

Langsam trat er auf mich zu, mir die Hand schon von weitem entgegenstreckend.

„Ich danke Ihnen," stammelte er, „ich danke Ihnen."

Dann ließ er meine Hand plötzlich los, streckte seine Arme weit aus und schlang sie mit leidenschaftlicher Heftigkeit um meine Schultern. Und dabei weinte er krampfhaft, wie ich nie einen Menschen weinen gesehen habe, und sein Körper zuckte wie der eines fiebernden Kindes. Alle brachen in Schluchzen aus, und auch mir liefen die Thränen herab in den Bart. Es waren die ersten Thränen der Freude, die ich in meinem Leben geweint habe.

* * *

Das Paket Briefe, das ich Herrn von Soden übergab, war dasselbe, das mir Frau Regine Bartok geschickt hatte. Während ich diese Zeilen schreibe, liegen die vergilbten Blätter vor mir, und mein Blick fällt bald auf die Handschrift meines Vaters und bald auf die einer fremden weiblichen Hand. Dann sehe ich Papiere mit geschäftlichen und amtlichen Mitteilungen, und endlich finde ich jene engbeschriebenen Blätter, die das Rätsel meines Lebens lösten — den Brief Reginens. Ich schreibe ihn ab, wie er vor mir liegt.

Der Brief hat keine Ueberschrift — ein breiter, weißer Rand, dann beginnt sie: „Was ich Ihnen gestern mitteilen wollte, lieber Bruno — denn ich kann Sie nicht mehr ‚Geehrter Herr Doktor' nennen —, das schreibe ich Ihnen nun. Ich hoffte, Sie zu Hause zu finden, und dann war ich eigentlich froh, als ich Sie nicht traf. Selbst Ihnen gegenüber verleugnet sich mein Wesen nicht — ich weiß nicht, ob ich fähig gewesen wäre, zu sprechen. So fällt es mir doch

leichter, und wenn Sie nun zu mir kommen — ich verzeichne meine Adresse auf dem Umschlag des Briefes — werden wir uns nicht mehr als Fremde gegenüberstehen, und ich werde nicht mehr vor Ihnen zu erröten brauchen.

„Die Mitteilungen, die Sie hier erhalten, würden wohl auch genügen, mich vor meinem Manne zu reinigen. Aber ich bitte, unternehmen Sie keinen Schritt für mich! Es ist nicht Trotz und Hochmut, was mich so sprechen läßt, die Leute, die mich stolz nennen, verkennen mich — wie sollten sie auch wissen, was in mir lebt! Ich werde still meinen Weg gehen und mir mein Brot verdienen, wie ich es früher that — hätte ich diesen Weg nie verlassen! Ich hätte fühlen sollen, daß ein Weib nicht zur Ehe taugt, das zurückschaudert vor der Liebe, das ein Grauen empfindet vor der Natur, das den Mann fürchtet und sich selber. Es ist ein trauriges Schicksal, das mir geworden, und ich habe es nicht überwunden, obwohl ich diesen Mann mit der ganzen Zärtlichkeit meines Herzens geliebt habe. Verstehen Sie mich nun — werden Sie glauben, daß es besser für mich ist, daß ich einsam bleibe? Nur die leidenschaftliche Natur Bartoks vermochte mich zu berauschen, meinen Widerstand zu besiegen. Dann aber — mein Gott — ich glaube, es hätte nicht unseliger werden können, als daß wir Zwei verbunden wurden! Es war eine sehr unglückliche Ehe, lieber Bruno — es war, als ob eine geheime Macht stündlich und stündlich neue Mauern zwischen uns auftürmte. Vielleicht hätte es anders werden können, hätte er mich besser gekannt, hätte er mich verstanden. Vielleicht habe auch

ich ihn nicht verstanden — es war eben ein unseliges Verhängnis, das ein solches Verstehen verhinderte. Vielleicht ist es auch nicht so — vielleicht blendet mich noch immer die Liebe, die ich zu diesem Menschen fühle. Vielleicht ist er im Grunde des Herzens so abscheulich roh, wie er sich zeigte, wenn er in Zorn geriet, vielleicht ist er wirklich erfreut, seiner Frau ledig zu sein, um ein reiches Mädchen heiraten zu können. Thun Sie um Gottes willen keinen Schritt für mich, lieber Bruno, denn ich sehe jetzt ganz klar, ich weiß, daß es für mich kein andres Glück geben kann, als einsames Leben.

„Und vielleicht eine andre Liebe! Deshalb war ich so selig, als ich diese Entdeckung machte, als ich Sie fand, lieber Bruno!

„Aber wie soll ich's nur anfangen? Warum sage ich nicht gleich, lieber, lieber Bruder, eile an mein Herz! Ja, so ist es, und deshalb ist es ja auch so gekommen, deshalb bin ich so geworden. Bruno — wenn man vor seiner Mutter Grauen empfindet — wie soll man anders werden!

„Ich will sie nicht beschuldigen — ich habe kein Recht dazu. Mein armer Vater hat ihr verziehen — wie dürfte ich sie anklagen?! Sie hat selbst tief bereut, furchtbar gebüßt, ihre Natur verflucht! Sollte ich nicht Grauen empfinden vor dieser Natur, Schauder vor diesem entsetzlichen Dämon?

„Alles vergessen — Vernunft, Ehre, die Menschen, die Dir teuer sind, die Eltern, den Gatten, das Kind — alles vergessen für einen Augenblick des Wahnsinns! Nur einen Augenblick des Glücks haben diese beiden

Menschen genossen, und mit diesem Augenblick haben sie den Frieden ihres eignen Lebens vernichtet und Unheil gesäet — entsetzliches Unheil! ... Wenn wir beide uns begegnet wären, Bruno, ohne zu ahnen, daß wir Bruder und Schwester sind!

„Wahnsinnig könnte man werden im Nachdenken über diesen Dämon im Menschen! Und ich hätte nicht Furcht und Grauen empfinden, ich hätte nicht zu Stein erstarren sollen? Vielleicht ist ein Gifttropfen in Deine Kindheit gefallen, Bruno, wie in meine, dann wirst Du wissen, daß es keine tieferen Eindrücke gibt als jene der Kindheit, daß sie uns zu dem gemacht haben, was wir sind.

„Ich war sechzehn Jahre alt, als es geschah — mit dem offensten Herzen für alles. Da löste sich mir das Rätsel, das auf unserm Hause lag, das meinen Vater vorzeitig zum Greise gemacht hatte. Mein Vater wurde krank, schwer krank, ich pflegte ihn und in den schrecklichen Nächten, die ich an seinem Lager durchwachte, erfuhr ich alles. Solch ein Fieberkranker hat kein Erbarmen. Mein Vater hätte sich eher getötet, ehe er mir mit solchen Messern ins Herz schnitt. Was für furchtbare Anklagen, was für Flüche, was für ein unsäglicher Schmerz! Und da hätte ich nicht zu Stein erstarren sollen, Bruno?

„Mit welcher Gier ich in diesen Briefen stöberte! Mit welcher leidenschaftlichen Hast ich alles las, was mich über Dinge aufklären konnte, die mir noch dunkel waren!

„Angst und Grauen — Scheu vor den Menschen — Haß — und dazu ein Herz, das weich war, ein

Sinn, empfänglich für alles. Ich haßte den Frühling, der mir die Brust mit Sehnsucht füllte, die Natur, die ich jetzt erst zu verstehen glaubte, die Kunst, die mir nur noch als eine Verführerin erschien.

„Ich war nicht kalt, Bruno, und um so wilder nagte die Furcht in mir.

„Ich hatte keinen Menschen, dem ich diese gärende Welt hätte anvertrauen mögen, und so wurde ich mißtrauisch, und die andern mißtrauten mir wohl auch und nannten die Verlassene stolz.

„Ich wurde endlich ganz verwirrt, und die harmlosesten Dinge erschienen mir schon als Sünde, als die ersten Stufen zum Verbrechen. Wenn ich ein Buch, eine Zeitung in die Hand nahm, legte ich es meistens sehr bald wieder mit Widerwillen weg.

„Mein Trost wurde die Religion, und die Evangelien wurden mir so teuer, als hätte ich selbst darin mein Leiden niedergeschrieben. Wenn ich malte, so malte ich nur noch kirchliche Bilder, Scenen aus der Bibel.

„Oft dachte ich daran, ins Kloster zu gehen, und doch wurde es mir unheimlich bei dem Gedanken. Dann kam Bartok und besiegte meinen Widerstand. Lange kämpfte es in mir, aber ich liebte ihn, er hat so etwas Starkes, Kühnes, Sieghaftes, und ich folgte ihm in sein Haus. Soll ich nun mein Herz aufreißen vor Dir und Dir alle Wunden zeigen?

„Und Dir sagen, wie ich die Gesellschaft haßte, die ich nicht meiden konnte, weil Bartok sagte, das sei für uns Pflicht? Wie jeder Blick eines Mannes

in mir brannte, als hätte ich die schmählichste Beleidigung erfahren? Wie ich krank wurde durch dieses beständige Nagen, durch dieses fortwährend verletzte Schamgefühl, dieses Grauen, diesen Ekel! Mein Herz war so weich, aber ich mußte es erstarren sehen, denn ich dürstete nach Freundschaft, und die fand ich nicht, konnte sie vielleicht auch nicht finden. Warum hatte ich keine Schwester, keinen Bruder — niemand, der diesen Liebesdurst stillen konnte!

„Und da geschah es, daß ich einen Bruder fand.

„Eines Tages fielen mir die Papiere, die mein Vater hinterlassen hatte, in die Hände, und zwischen den Briefen meiner Mutter lag auch das Bild des Mannes, den sie nie hätte sehen sollen. Als ich dieses Bild erblickte, überlief es mich siedend heiß. Diesen Mann kannte ich ja — ich kannte ihn längst — er war der einzige, der mich nicht abstieß — es war der Mann, von dem Aranka stets in dem hellsten Entzücken sprach. Und doch konnte er es nicht sein, es war unmöglich. Nun besann ich mich der Namen, las die Papiere nach, und rasch war mir alles klar. Das Bild war das Bild Deines Vaters, Bruno, Du siehst ihm — wenigstens auf den ersten Blick — täuschend ähnlich, so daß ich wohl glauben konnte, das Bild wäre Deines, jener Mann, das wärest Du. Aber nun war keine Täuschung mehr möglich, Du warst sein Sohn, Du warst mein Bruder!

„Kann ich Dir die Freude schildern, die in mir war? Ich hätte Dich gleich an mein Herz reißen mögen, als ich Dich wiedersah. Ich hatte einen Bruder, einen Menschen, den ich lieben durfte, einen Menschen,

dem ich vertrauen mußte, ein Geschöpf, an das ich die Zärtlichkeit meines Herzens verschwenden durfte, vor dem ich keine Scheu empfand.

„Du warst mein Bruder, Bruno, mein Bruder! Ich hatte einen Bruder! Es war ein Freudenrausch ohnegleichen, der über mich kam!

„Als ich Dich am Abend, der jener schmählichen Nacht voranging, bei Frau von Waldstein sah, kostete es mich einen Kampf, daß ich Dich nicht so zärtlich empfangen durfte, wie man den Bruder empfangen müßte, der uns wie ein Geschenk vom Himmel fällt. Aber hier, unter den fremden Menschen konnte ich Dir doch das Geheimnis nicht enthüllen? Und wie süß war der Zauber dieses Geheimnisses, das ich allein kannte, was für eine heimliche Wonne lag in dieser romantischen Verschlingung! Unter diesen fremden Menschen war einer, der mir so nahestand, wie niemand in der Welt, und dieser ging selbst als ein Fremder an mir vorüber. Mein Bruder! Die Sehnsucht meines Herzens hatte ein Ziel — und Du, Bruno — Du schienst von etwas bedrückt zu sein, Du schienst zu leiden — wie freute ich mich, Dir Schwester sein, Dir helfen und beistehen zu können. Es war ein unbeschreibliches Glück in mir — all mein Unglück war vergessen, ich geriet in einen Zustand des Rausches, dem mein durch Seelenleiden längst empfindlich gewordener Körper nicht standhielt. Meine Erregung nahm so sehr zu, daß es mir bald vor den Augen flimmerte und ich endlich einen leichten Schwindelanfall bekam. Das war der Grund, warum ich so plötzlich aus der Gesellschaft verschwand. Aranka hatte

mein Unwohlsein bemerkt und meinte besorgt, es wäre das beste, heimzufahren und nach dem Arzt zu schicken. Ich meinte zwar, daß es so schlimm nicht sei, aber ein neuerlicher Anfall belehrte mich, daß es doch das beste sein würde, nach Hause zurückzukehren. Wir wollten keine Störung verursachen und gingen, ohne Abschied zu nehmen — das wird Dir mein plötzliches Verschwinden erklären, wenn Du es bemerkt hast. Zu Hause angekommen, fühlte ich mich erst wohler, dann aber kam wieder der Blutandrang nach dem Kopfe, der Nebel vor den Augen, aber als Aranka wieder in mich drang, ärztliche Hilfe zu suchen, weigerte ich mich von neuem. Sie ließ sich jedoch nicht zurückhalten und schickte nach Dir! Wie sie nur auf diesen Gedanken kam!

„So erklärte ich mir wenigstens Dein unerwartetes Erscheinen. Gefragt habe ich sie nicht — ich war nicht im stande, ein Wort zu sprechen. Erst war es mir, als hätte ich einen Schlag empfangen, der mir auf immer die Sprache und das Licht der Augen rauben mußte. Und dann erschien mir wieder alles wie ein Wink des Himmels, der mir sagen wollte: ‚Gehe und bleibe einsam! Für ein Wesen wie du taugt nur die Einsamkeit!‘ So bin ich still aus dem Hause gegangen, ohne daß sie etwas merkten. Es war wie eine Flucht — Aranka habe ich nicht mehr gesprochen. Aber sie wußte ja wie ich, daß Du Arzt bist — wir hatten, seitdem wir in Wien leben, noch keinen Arzt benötigt — und nun wir einen brauchten, da wird es eben ihre Schwärmerei für Dich gewesen sein, die ihr sofort Deinen Namen eingab. So habe ich mir alles

erklärt, und ich glaube, daß es so geschah — wenn nicht auch das Fügung des Himmels war.

„Fügung des Himmels — ja, ja! In meinen tiefsten Nöten habe ich meinen Bruder gefunden. Und es war immer eine leise, ganz leise Ahnung in mir, denn längst habe ich mich zu Dir hingezogen gefühlt. Hast nicht auch Du solche Ahnungen gehabt, wirst Du mich lieben, wie ich Dich liebe, Bruno?

„Fügung des Himmels! Es hat doch nicht sein sollen, daß die Schuldlosen büßen müssen. Aber wenn ich daran denke — wenn wir uns zu einer andern Zeit begegnet wären — ohne zu wissen, was wir uns sind —

„Wie entsetzlich wäre das gewesen!

„Was hätten wir thun können als sterben! Und in den Tod wären wir mit einem Verbrechen auf der Seele gegangen.

„Entsetzlich!

„Und das alles für einen Augenblick des Glücks, den andre genossen.

„Ja, nur ein Augenblick des Glücks war es, und was ist daraus entstanden, was hätte daraus entstehen können!

„Es ist ein schreckliches Bild, das ich vor mir sehe — meinen armen Vater mit dem Tode ringend — diese wilden Fieberphantasieen — diese entsetzlichen Klagen und Flüche! Aber noch hundertmal schreck- licher muß es gewesen sein, wie meine Mutter starb — die auch Deine Mutter war, Bruno — ich kann es Dir nicht erzählen, ich bin nicht im stande, dieses furchtbare Bild zu malen.

„So jammervoll ihr Dasein vernichtet! Und das

meines Vaters gebrochen! Und das jenes Mädchens, das Deinen Vater liebte.

„Es war ein schmählicher Treubruch — verzeih, wenn ich das von Deinem Vater sage. Ich denke nicht an den meinen, ich fühle nur Mitleid — auch Mitleid mit dem unglücklichen Mädchen.

„Ihr hatte Dein Vater die Treue gebrochen, und dann verließ er die unglückliche, verführte Frau. In ihrem wahnsinnigen Schmerz beschuldigte unsre Mutter das Mädchen und machte ihr die gräßlichsten Vorwürfe — wie muß das die Aermste getroffen haben!

„Sie hieß Marie von Heyden. Das ist der Familienname der Frau von Soden, die kürzlich gestorben ist — und auch der Taufname trifft zu. Sollte diese Frau die Unglückliche gewesen sein, die Deinen Vater liebte? Wie muß sie ihr Leben ertragen haben, muß nicht auch sie Furcht und Grauen empfunden haben wie ich?

„Freilich, die Menschen sind nicht gleich. Vielleicht hat es sie nicht so tief getroffen, vielleicht empfand sie nicht so wie ich, hatte ein Gemüt, das leichter überwindet. Vielleicht hat auch bei ihr nicht alles so zu einem entsetzlichsten Eindruck zusammengewirkt, wie bei mir — und doch — nein, nein — sie war ja so viel schlimmer daran als ich, und wenn sie stärker war, wenn sie auch diese ruhige, verständige Frau war, als welche ich sie kannte, sie muß doch furchtbar gelitten und ein elendes Leben geführt haben.

„Sie war zweimal so alt wie ich. So lange schleppte sie diesen Schmerz umher, so lange mußte sie an dieser entsetzlichen Erinnerung zehren!

„Oder wird es mit dem Alter doch stiller mit

diesen Erinnerungen, verblassen diese Eindrücke, können wir doch vergessen, überwinden? Ist es wahr, daß die Zeit alles heilt? Ich kann es nicht glauben!

„Ein Augenblick des Glücks, Bruno, und so viele Leben voll Elend! Aus einem Tropfen Gift so viel verzehrende Qual!

„Mir ist so traurig zu Mute, daß sich mir schon die Gedanken verwirren, daß mir jedes Wort schwerer und schwerer wird. Ich weine, Bruno — und ich hatte doch das Glück, Dich zu finden.

„Ich weiß es, daß wir beide uns verstehen, mein Herz sagt mir, daß wir einander viel, sehr viel sein werden. Und doch ist mir zu Mute, als wäre es das Beste, sich in das Grab zu legen.

„Mir ist, als wäre ich zur Greisin geworden seit meiner Flucht. Ich könnte immer weinen, alle Bitterkeit schmilzt von meinem Herzen hinweg, und ich fühle keinen Zorn und keinen Ekel mehr.

„Nur Mitleid und Wehmut.

„Ist das Krankheit, oder ist in meiner Seele erst jetzt ein helleres Licht aufgegangen? Verstehe ich erst jetzt diese Bücher, die mir so teuer wurden, die große Seele, die am Kreuze verlöschte mit einem Gebet auf den Lippen für die Elenden und Sünder? —

„Lebewohl, Bruno!

„Ich werde Dich wohl bald sehen, bald Deine Hand drücken können. Lebewohl! Und wenn ich von Deinem Vater übel gesprochen habe, verzeih mir! Regine."

* * *

Ich könnte mit den Worten der armen, geprüften Frau, die keiner von uns las, ohne tief bewegt zu

werden, meine Geschichte schließen, denn der Roman meines Lebens ist zu Ende. Von nun an floßen meine Tage ruhig, ohne andre Erregungen dahin, als sie Familienglück und Familienleid und die Kämpfe des Berufs in jedes Haus bringen. Was ich noch an Abenteuern erlebt habe, war an neue Verhältnisse gekettet und griff wenig in mein eignes Geschick ein. Ich gab das auf, wozu meine Natur wenig taugte, und widmete mich der Wissenschaft, die mir meine Bemühungen auch gelohnt hat. Und den Rest meines Lebens füllt ein junges blondes Pärchen mit hellen blauen Augen und die schlanke, blonde Mutter aus, die auch das Lachen längst wieder gelernt hat.

Ich habe also nichts mehr zu erzählen, und es widerstrebt mir, die „Moral“ meiner Geschichte am Schlusse in schönen gesperrten Zeilen hinzustellen, wie es die Fabeldichter und Märchenerzähler vergangener Zeiten thaten. Ja, ich könnte das nicht einmal, denn meiner Meinung nach liegt die Moral einer Lebensgeschichte oder einer Dichtung durchaus nicht in dem „Lehrsatz“, der sich vielleicht aus dem Gang der Ereignisse gewinnen läßt, sie liegt vielmehr einzig und allein in dem Einblick in die menschliche Brust, in die Rätsel des Seelenlebens, den sie uns auf jeder Seite gewähren sollte. Das ist auch der Punkt, wo der Dichter uns Männern der Wissenschaft die Hand reichen kann — aber auch der einzige.

Indes kann ich doch nicht schließen, ohne dem Leser die Versicherung zu geben, daß die Ehe zwischen Bartok und Regine am Ende doch noch eine glückliche geworden ist. Eine eigentümliche Ehe, aber eine glück-

liche. Wenn es Zank geben will, dann werden sie sofort darüber einig, daß sie eben durch ein unseliges Verhängnis zusammengeführt wurden, daß sie entgegengesetzte Naturen seien, und daß sie deshalb alles Zanken unterlassen und sich begnügen müßten, einander zu lieben. Daß sie aber lieben und geliebt werden, davon sind sie jetzt vollkommen überzeugt.

Martha meint auch, daß es nötig ist, noch mit einem Worte Arankas zu gedenken. Ich hätte am liebsten von ihr geschwiegen, obwohl unser Groll gegen sie sich gemäßigt hat und Regine sogar in ihrem ganzen Gebaren nichts als die durch äußere Widersprüche veranlaßten Verirrungen eines reichen Gemüts sehen will. Aber ich kann eben sehr wenig von ihr sagen, so wenig, daß ich überhaupt nur ungern auf sie zurückkomme. Sie lebt in Genf, soll viel in Männerkleidern gehen und vorzüglich mit Nihilisten, Sozialisten und andern Revolutionären verkehren. Bartok hat wohl öfters Briefe von ihr erhalten, aber sie hat ihm nie etwas andres mitgeteilt, als den Wunsch, diese oder jene Summe „umgehend“ zu erhalten unter der Versicherung, daß sie nie aufgehört habe, ihn zu lieben, trotzdem er nicht einsehen wolle, daß sie stets nur sein Wohl im Auge gehabt habe.

Damit scheint mir alles gethan, was ich dem Leser schulde, und Martha ist derselben Meinung, so daß ich wohl auch der Leserin getrost lebewohl sagen kann. Und wenn sie diese Geschichte in Schmerz und Sorge gelesen hat, dann möge ihr daraus das freundliche Licht erblühen, das Hoffnung heißt!

Ende.

Sechster Jahrgang.

Die tolle Komteß. Von Ernst v. Wolzogen. 2 Bände.
Eine Sirene. Von Léon de Tinseau. Aus dem Französischen.
Jack und seine drei Flammen. Von F. C. Philips. Aus dem Englischen.
Mr. Barnes von New York. Von A. C. Gunter. Aus d. Engl. 2 Bde.
Gertruds Geheimnis. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Wunderbare Gaben und andere Geschichten. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Letzte Liebe. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Die Sabinerin. — Felice Leste. — Die Mutter der Catonen. Von Richard Voß.
Mia. Von Memini. Aus d. Italien.
Diana Barrington. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Der reine Thor. Von Karl v. Heigel.
Ein Kirchenraub. — Junge Liebe. Von H. Pontoppidan. Aus dem Dänischen.
Die Könige im Exil. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Die verhängnisvolle Phryne. Von F. C. Philips u. C. J. Wills. Aus dem Englischen.
Sergius Panin. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Achtung Schildwache! und andere Geschichten. Von Mathilde Serao. Aus dem Italienischen.
Salonidylle. Von H. Rabusson. Aus dem Französischen.
Mr. Potter aus Texas. Von A. C. Gunter. Aus dem Engl. 2 Bände.
Ein gefährliches Werkzeug. Von D. C. u. H. Murray. Aus dem Engl.

Siebenter Jahrgang.

Preisgekrönt. Von Alexander Baron von Roberts. 2 Bände.
Ein frisches, gesundes Leben durchpulst das fesselnde Zeitbild, das Baron von Roberts in diesem seinem neuesten und wohl bedeutendsten Roman vor uns entrollt, dessen Ernst er durch keck aufgesetzte humoristische Lichter mit Glück zu mildern versteht.

Die Seele Pierres. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen.
Der Verfasser des „Hüttenbesitzer" hat in der Wahl seines Stoffes bei diesem Roman einen besonders glücklichen Griff gethan; daß die Durchführung meisterhaft ist, versteht sich bei Ohnet von selbst.

Zum Kinderparadies. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Ein in seiner schlichten Wahrheit unendlich rührendes, tief ergreifendes Lebensbild, in dem die poetische Naturanschauung Theuriets sich glänzend offenbart.

Imogen. Von Hamilton Aïdé. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Hamilton Aïdés Buch führt den Leser abseits von der breiten Heerstraße gewöhnlicher Romanlitteratur. Ein Duft von bon ton und höfischer Sitte der guten alten Zeit verleihen dieser geistvollen, an dramatischen Vorfällen reichen Geschichte einen eigenen Reiz.

Port Tarascon. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen.
Als Helden dieser Geschichte läßt Daudet den wunderlichen Tartarin aus Tarascon noch einmal auftreten, in dem er bekanntlich einen köstlichen humoristischen Typus geschaffen hat, jene unvergleichliche Verkörperung der Schwächen der Südfranzosen, ja des französischen Volkes überhaupt.

Ein Mann von Bedeutung. Von Anthony Hope. Aus dem Englischen.
Eine flott und sehr unterhaltend geschriebene Erzählung, in der sich Stoff, Schauplatz und Charaktere zu einem wohlgelungenen, ansprechenden Ganzen vereinigen.

Ohne Liebe. Von Fürst Galitzin. Aus dem Russischen. 2 Bände.
Mit schonungsloser Schärfe und Wahrheit zeichnet der geistvolle Verfasser in diesem Roman ein Bild der modernen russischen Gesellschaft, aus dem die handelnden Personen ungemein plastisch herausgearbeitet sind.

Die Erbin. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen.
Norris, bekanntlich einer der liebenswürdigsten Vertreter der englischen Romanlitteratur, erzählt hier in seiner behaglichen, von gereiftem Können zeugenden Weise eine fesselnde Geschichte, die bei allen Freunden feinerer Darstellungskunst Anklang finden wird.

Die kühle Blonde. Von Ernst von Wolzogen. 2 Bände.
An einen Roman von Ernst von Wolzogen tritt man mit hochgespannten Erwartungen heran. Durch „Die kühle Blonde", ein Sittenbild von packender Wahrheit und tiefer Innerlichkeit, werden sie nicht nur nicht getäuscht, sondern übertroffen.

Mein Pfarrer und mein Onkel. Von Jean de la Brète. Aus d. Französ.
Ein durch köstliche naive Frische und neckischen Humor wirklich herzerfreuendes Buch für jung und alt.

Der Mönch von Berchtesgaden und andere Erzählungen. Von Rich. Voß.
Turmhoch über dem Mittelmaß unsrer Tageslitteratur stehen die Werke von Richard Voß, der sich auch in den vorliegenden Erzählungen als ein echter Dichter von wunderbarer Gestaltungskraft erweist.

Oberst Quaritch. Von H. Rider Haggard. Aus d. Englischen. 2 Bände.
Der beliebte Erzähler weiß auch in dem vorliegenden Roman den Leser durch eine reichgegliederte Handlung und tiefe seelische Konflikte zu fesseln.

Noras Roman. Von Emil Peschkau.
Der wohl aufgebauten erschütternden Handlung dieses Romans verleiht das Hereinwirken der sozialen Gärung unsrer Tage ein ausgesprochenes Zeitgepräge und damit ein erhöhtes Interesse.

Auf Vorposten und andere Geschichten. Von F. de Renzis. Aus d. Italien.
Keck und flott erzählte Novelletten im Plauderton, die sich durch echt künstlerische knappe Darstellung und wohlgetroffenes Lokalkolorit auszeichnen.

Versiegelte Lippen. Von Léon de Tinseau. Aus d. Französ. 2 Bde.
Es berührt förmlich wohlthuend, heutzutage einem Roman zu begegnen, dessen Held, ohne ein „Romanheld" zu sein, durch echte Ritterlichkeit und charaktervolle Tüchtigkeit die Sympathie des Lesers gewinnt.

Aus den Papieren eines Wanderers. Von Jeffery C. Jeffery. Aus d. Engl.
Die fein beobachtete Erzählung aus dem englischen Garnisonsleben beweist, daß bei aller Verschiedenheit der Heeresorganisation der Humor jenseits wie diesseits des Kanals im Dienst nicht zu kurz kommt.

Mein Onkel Scipio. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Nur ein wahrer Künstler kann mit so einfachen Mitteln eine so große Wirkung hervorbringen, wie es Theuriet in dieser gemütvollen, schlichten Geschichte gelungen ist.

Wie's im Leben geht. Von A. Delpit. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Mit unerbittlicher Logik schildert Delpit in diesem erschütternden Seelengemälde die entsetzlichen Folgen der trostlosen Lehre, die den brutalen Kampf ums Dasein zur Triebfeder aller menschlichen Handlungen machen will.

Verhängnis. Von F. de Renzis. Aus dem Italienischen.
Der Grundton dieses an die antiken Schicksalstragödien gemahnenden Romans wäre fast zu düster, wenn nicht der gemütvolle Erzähler die Herbheit seines Stoffes durch liebenswürdige Behandlung zu mildern wüßte.

Achter Jahrgang.

Irgend ein Anderer. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bde.
Wer sich an einem kerngesunden, herzerfreuenden Buche ergötzen will, der lese diesen mit Herz und Humor geschriebenen Roman, der auch dem Griesgrämigsten ein Lachen, dem Verhärtetsten eine Thräne abgewinnen wird.

Fräulein Reseda. — Ein Mann der Erfolge. Von Julien Gordon. Aus dem Englischen.
Herzenskenntnis, geistreiche Beobachtung der Gesellschaft und echt künstlerische Darstellung zeichnen diese Novellen eines jungen amerikanischen Talentes in solchem Maße aus, daß wir stolz darauf sind, sie in die deutsche Litteratur einzuführen.

Künstlerehre. Von Octave Feuillet. Aus dem Französischen.
Mit jugendlicher Frische hat der greise Dichter kurz vor seinem Tode diesen durch eine reichgegliederte, spannende Handlung ausgezeichneten Roman geschrieben, der sich getrost mit seinen besten Werken messen kann.

In frischem Wasser. Von Helene Böhlau. 2 Bände.
Ob uns die begabte Erzählerin in die Häuslichkeit eines deutschen Künstlers führt, oder uns die Wunderwelt des Orients vor Augen zaubert, immer erweist sie sich als eine feine Beobachterin von origineller Auffassung der Menschen und Dinge, die sie mit frischsprudelnder Lebendigkeit zu schildern weiß.

Die geprellten Verschwörer. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen.
Der beliebte Verfasser übertrifft in dieser lustigen Geschichte alle seine früheren Schöpfungen sowohl durch die ihr zu Grunde liegende glückliche Idee, als auch durch die prächtige Durchführung.

Daphne. Nach A Diplomat's Diary von Julien Gordon deutsch bearbeitet von Friedrich Spielhagen.
Ein Roman von Julien Gordon in Spielhagens Bearbeitung! Das ist ein seltener Leckerbissen, für den uns der Leser Dank wissen wird.

Ein Genie der That. Von Ernst Remin. 2 Bände.
Die charakteristischen Züge der modernen Berliner Gesellschaft treten in Remins trefflichem Sittenbild um so schärfer hervor, als sie mit geschicktem Griff den Anschauungen eines entschwindenden, andersdenkenden Geschlechts gegenübergestellt sind.

Mischa. Von Marguerite Poradowska. Aus dem Französischen.
Wenn so viele Romane unsrer Zeit sich im fadenscheinigen Gewand abgelebter Blasiertheit gefallen, so ist es doppelt wohlthuend, wieder einmal einer anspruchslosen Geschichte zu begegnen, die, auf dem Boden eines urwüchsigen Volkstums fußend, sich rotbackiger Gesundheit und herzhafter Lebensfreude nicht schämt.

Der Thronfolger. Von Ernst von Wolzogen. 2 Bände.
Das Leben am Hofe eines deutschen Kleinstaats nach seiner ernsten sowohl als seiner heiteren Seite ist wohl kaum je so vorzüglich geschildert worden, als in diesem farbenfrischen Roman, mit dem von Wolzogen den Cyklus seiner Adelsromane aufs glücklichste abschließt.

Im Reisfeld. — Ohne Liebe. Von Marchesa Colombi. Aus d. Ital.
Wärme und Innigkeit des Gefühls, sowie scharfe Beobachtung des italienischen Volkes und seiner Gebräuche zeichnen diese schlichten Erzählungen, die niemand ohne Rührung und Teilnahme lesen wird, aufs vorteilhafteste aus.

Eine Künstlerin. Von Jeanne Mairet. Aus dem Französischen.
Mit dieser reizvollen psychologischen Studie führt sich die Verfasserin, in der der französischen Romanlitteratur ein bedeutendes, äußerst sympathisches Talent erstanden ist, aufs vorteilhafteste ein.

Miß Niemand. Von A. C. Gunter. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Die frische, über jedes Hindernis keck hinwegsetzende, durch keine Schultradition eingeengte Erzählungskunst des geist- und phantasievollen Amerikaners feiert in dieser spannenden, an dramatischer Handlung überreichen Geschichte einen neuen Triumph.

Marienkind. Von Paul Heyse.
Der 200. Band unsrer Sammlung! Um diesem den Charakter eines Jubelbandes zu verleihen, haben wir dafür die vorliegende überaus anmutige Geschichte von Paul Heyse, dem noch immer unerreicht dastehenden Altmeister der Novelle, ausersehen.

Schwarzwaldgeschichten. Von Hermine Villinger.
Wie ein edler Wein im Geschmack den Boden erkennen läßt, worauf er gewachsen ist, so entströmt diesen gemütvollen, sinnigen Geschichten gleichsam etwas von dem frischen Tannenduft ihrer Gebirgsheimat.

Jack. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 3 Bände.
Das alte, ewigwahre Wort von den Sünden der Väter, die sich an den Kindern heimsuchen, hat wohl nie eine ergreifendere Anwendung gefunden, als in dieser berühmten Schöpfung Daudets, einem Meisterwerk realistischer Kunst, das noch lange bestehen wird, wenn das meiste von dem, was sich heute für alleingültig ausgibt, in alle Winde zerstoben sein wird.

Der schwarze Koffer. Aus dem Engl.
Wenn auch der Verfasser dieser spannenden, ungemein lebendig erzählten Kriminalgeschichte nicht mit seinem Namen hervortreten will, so dürfen wir doch verraten, daß er ein wohlbekannter und allgemein beliebter Erzähler ist.

Der Affenmaler. Von Jeanne Mairet. Aus dem Französischen.
Dem überaus beifällig aufgenommenen Roman „Eine Künstlerin" derselben Verfasserin lassen wir hiermit einen Band allerliebster Novellen folgen, die zum Vollendetsten auf diesem Gebiete gehören.

Schwer geprüft. Von J. Masterman. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Romane lassen sich im allgemeinen in zwei Klassen einteilen: solche, die durch ungewöhnliche, abenteuerliche Vorfälle, durch eine spannende Handlung fesseln, und solche, deren Reiz auf der Schilderung seelischer Vorgänge und der Darstellung von Charakteren beruht. In „Schwer geprüft" ist beides aufs glücklichste vereinigt.

Die nachstehenden Romane sind **auch in einer zu Geschenken ganz besonders geeigneten**

Salon-Ausgabe

auf feines, extra starkes Papier gedruckt und in **elegantem Liebhaber-Einband** zum Preise von **M. 2. — für den einfachen und** M. 3. — **für den doppelten Band** erschienen.

Einfache Bände:

Burnett, Der kleine Lord.
Feuillet, Das Tagebuch einer Frau.
Paul Lindau, Helene Jung.
Voß, Kinder des Südens.
Was der heilige Joseph vermag.

Doppel-Bände:

Conway, Eine Familiengeschichte.
Croker, Die hübsche Miß Neville.
Hopfen, Robert Leichtfuß.
Ohnet, Der Hüttenbesitzer.